

1 | September 2010

εὐαγγελ

Magazin für missionarische Pastoral



Mission

M.-L. Hermann / H. Schönemann

Mission kontrovers.

Was wir von Mission Statements
lernen können

Giancarlo Collet

Mission – ein anstößiges und
zugleich inflationäres Wort

Markus-Liborius Hermann

Das Referat „Evangelisierung
und missionarische Pastoral“
der KAMP

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Editorial

Mit diesem Magazin wirbt meine weitere Publikation auf dem ohnehin schon pluriformen Markt um Ihre Aufmerksamkeit. Immerhin, sie kommt online daher und kann sowohl am Bildschirm als auch in ausgedruckter Form wahrgenommen und aufbewahrt werden. Hauptsache, es findet Ihr Interesse, Ihr Dazwischen-Sein. Der Name des Magazins für missionarische Pastoral, εὐαγγελ, macht deutlich, dass es eine gute Botschaft ist, die wir als Kirche in der „Welt von heute“ auszurichten haben und die wir erst im Deuten der „Zeichen der Zeit“ und im Diskurs mit der Gegenwart in ihrer Bedeutung auch für uns neu erkennen und lernen. εὐαγγελ richtet sich zunächst an Verantwortliche und Praktiker in der Pastoral der Bistümer in Deutschland, dann aber auch an alle Interessierten.

Im Januar diesen Jahres hat die Deutsche Bischofskonferenz die „Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral“ (KAMP) ins Leben gerufen. Sie hat den Auftrag, die katholische Kirche in Deutschland in der Weiterentwicklung der Pastoral im Sinne einer evangelisierenden Schwerpunktsetzung zu unterstützen. Damit liegt auch das Schwerpunktthema der ersten Ausgabe nahe: Mission. Unsere Erfahrung ist: Jeder versteht etwas anderes darunter. Zwischen der Sprachlosigkeit der Scham und Vorurteilen über Gewalt oder Manipula-

tion gibt es auch im innerkirchlichen Bereich viele unterschiedliche Konzepte von Evangelisierung. Andererseits gilt auch: In einer Zeit wie der unsrigen ist Mission ein Grundwort kirchlichen Handelns, ist doch die Selbstverständlichkeit und die soziale Stützung von Glaube und Christsein weithin abgeschmolzen. Uns scheint zweierlei wichtig: Um das Verständnis von Mission und Evangelisierung sowie



darum, wie kirchliches Handeln davon geprägt ist, muss weiterhin im Diskurs gerungen werden. Anfängliche missionarische Projekte, die allenthalben versucht werden, müssen zunehmend in pastorale Grundhaltungen überführt werden, die das kirchliche Leben und Tun als Ganzes prägen und den Grund dafür legen. Es geht nicht darum, alles neu und anders zu machen, sondern darum, sich im Blick auf das

Evangelium der Welt von heute zu öffnen.

Über die Vorstellung des Referats „Evangelisierung und missionarische Pastoral“ durch Markus-Liborius Hermann und über „Mission Statements“ aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen nähert sich diese Ausgabe dem Thema Mission an, das Giancarlo Collet in seinem Schwerpunktbeitrag theologisch umreißt. Auszüge aus der Grundsatzrede des Erfurter Bischofs Joachim Wanke am Tage der Eröffnung der Arbeitsstelle runden den Schwerpunkt ab. Daneben treten Informationen über die neue Arbeitsstelle, Vorstellungen von Projekten und Studien, Rezensionen einschlägiger Publikationen sowie Kurzberichte und Hinweise auf Veranstaltungen. Daniela Engelhard gibt Rechenschaft über ihr Christsein, und Martin Hochholzer liest die Bergpredigt mit der Brille der Mission. Der „Seitensprung“ beendet im Versuch eines persönlichen Zuganges dieses Heft. Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern Inspiration und neue Einsichten, von denen Sie uns gerne Mitteilung geben können.

Ihr

Editorial 2

Hubertus Schönemann

Beobachten – analysieren – vernetzen – begleiten

Die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral stellt sich vor 4

Schwerpunkt: Mission

Markus-Liborius Hermann

Das Referat „Evangelisierung und missionarische Pastoral“ der KAMP 6



Markus-Liborius Hermann / Hubertus Schönemann

Mission kontrovers ...
Was wir von Mission Statements lernen können

Mission Statements haben Konjunktur! Kaum ein Großunternehmen, kaum eine Organisation, die sich kein Leitbild gibt. Was kann missionarische Pastoral von diesen Bekenntnissen lernen? 11



Giancarlo Collet
Mission – ein anstößiges und zugleich inflationäres Wort

Mission ist – gerade für die Kirche – ein vielfach belastetes Wort. Giancarlo Collet wirft einen Blick auf den profanen Gebrauch des Wortes und auf seine Geschichte innerhalb der christlichen Kirche – auf der Suche danach, was „Mission“ heute für Christinnen und Christen bedeutet. 20

Joachim Wanke

Missionarische Pastoral als Herausforderung der Moderne 26

Was mich als Christin bewegt
Daniela Engelhard 29

Das missionarische Projekt
Markus-Liborius Hermann
Segnungsgottesdienst am Valentinstag 30

Die aktuelle Studie
Tobias Kläden
„Der Reichtum der Kirche sind ihre Menschen“
Eine empirische Untersuchung österreichischer Pfarrgemeinderäte 32

Biblischer Impuls
Martin Hochholzer
Bergpredigt und Mission
Von einer missionarischen Rede, die so gar nicht missionierend daher kommt 34

- Rezensionen**
- ▶ **Joachim Kunstmann, Rückkehr der Religion** 36
 - ▶ **Rainer Bucher, Theologie im Risiko der Gegenwart** 37
 - ▶ **Rauf Ceylan, Die Prediger des Islam** 39
 - ▶ **Bernd Trocholepczy / Jürgen Pelzer / Dietmar Heeg, „Kirchliche Sinnangebote im Web 2.0“** 40

- Termine & Berichte**
- ▶ *Markus-Liborius Hermann*
Die Herausforderung einer missionarischen Pastoral
Ein Tagungsbericht 42
 - ▶ **Kurzberichte** 44

Vorschau und Impressum 45

Seitensprung
Hubertus Schönemann
Gloriosa 46

Beobachten – analysieren – vernetzen – begleiten

Die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral stellt sich vor

Hubertus Schönemann

Im Nebentrakt des Regional-priesterseminars ist sie untergebracht, im Schatten des Erfurter Domberges und doch mitten in einer Stadt und einer Region, die vom christlichen Glauben kaum noch geprägt ist. Die Arbeitsstelle KAMP soll die Gremien der Bischofskonferenz, die Bistümer, Orden und Bewegungen der katholischen Kirche in Deutschland im Sinne einer Grundoption für

Kirche im pastoralen Feld sollen die Mitarbeiter von KAMP Grundlagen und Hilfestellungen für eine Erneuerung der Seelsorge erarbeiten. Das erfordert den Dialog mit der Theologie und anderen Wissenschaften wie den empirischen Sozialwissenschaften, der Religionssoziologie und -psychologie ebenso wie den Diskurs mit der Religionswissenschaft und der Fundamental-

Entwicklung der Gesellschaft in Deutschland. In der religiösen Pluralität der späten Moderne geht es weiterhin um Wissen über und Dialog mit religiösen und säkularen Weltanschauungen sowie um die Bedingungen ihrer Entstehung und Kombination. Die Koordinierung und Weiterentwicklung der Online-Glaubensinformation und der Internet-Seelsorge runden das Aufgabenprofil der Arbeitsstelle ab. Alle diese Aufgabenbereiche lassen sich als Mosaiksteine der Aufgabe erkennen, eine angemessene und authentische Glaubenskommunikation der Kirche und ihrer Gläubigen nach innen und nach außen entwickeln zu helfen. Die Arbeitsstelle hat eine seismografisch-analytische Funktion, indem sie wichtige Entwicklungen in der Gesellschaft wahrnimmt, in ihrer Bedeutung für die Pastoral der Kirche einschätzt und Handlungsoptionen erarbeitet. Andererseits unterstützt sie die Reflexion der für die Pastoral Verantwortlichen, indem sie Projektaufträge im Rahmen ihrer Aufgabenbereiche bearbeitet. Die Mitarbeiter von KAMP kommen aus verschiedenen Regionen Deutschlands, in denen sich kirchliches Leben sehr unterschiedlich darstellt, und bringen so eine je spezifische Glaubens- und Kirchnerfahrung in die Arbeit ein.



Das Team (v. l. n. r.): Beate Badura (Buchhaltung/Sekretariat), Markus-Liborius Hermann (Referat Evangelisierung und missionarische Pastoral), Dr. Martin Hochholzer (hinten; Referat Sekten- und Weltanschauungsfragen), Dr. Hubertus Schönemann (vorn; Leitung), Hans Arnold Ruh (hinten; Referent für besondere Aufgaben), Angela Markovic (vorn; Sekretariat), Sebastian Berndt (Referat Glaubensinformation und Online-Beratung), Dr. Tobias Kläden (Referat Pastoral und Gesellschaft).

evangelisierende Pastoral unterstützen. Im Blick auf die Veränderungen der Gesellschaft der Gegenwart und im Blick auf das Evangelium und die Praxis der

Evaluation von konkreten Projekten missionarischer Seelsorge sowie der empirischen Beobachtung von religiösen und weltanschaulichen Trends im Kontext der

Mission

Auf zu neuen Welten: Die Raumfahrtmissionen – sei es in Science-Fiction-Filmen, sei es die der NASA – faszinieren die Menschen.

Auch sonst ist „Mission“ ein vielfach und gerne gebrauchter Begriff. Nur im Zusammenhang mit Kirche tun sich viele etwas schwer damit. Schnell denkt man hier an Zwangstaufen und blutige Glaubenskriege.

Doch „Mission“ hat keineswegs ausgedient, stellt vielmehr einen unverzichtbaren Teil kirchlichen Lebens dar. Impulse, diesen Begriff neu zu denken, erhalten Sie im Schwerpunkt dieses Heftes auf den nächsten Seiten.



Das Referat „Evangelisierung und missionarische Pastoral“ der KAMP

Markus-Liborius Hermann

Wer sich von Gott angesprochen weiß, kann dies nicht für sich behalten. Deshalb ist „missionarisch Kirche sein“ Programm der KAMP. Doch dieses Programm schwankt in seiner Unbestimmtheit zwischen der Definition als *kirchliche Ur-Aufgabe* und der Bestimmung als *gemeindliche Vorfeldpastoral*, zwischen dem *Dienst am Menschen* und verschleierte *kirchlichen Eigeninteressen* („Mitgliedergewinnung“). Was genau eine missionarische Pastoral sein soll, scheint schwer zu sagen. Dieser Text will zur Klärung beitragen und das theologische Grundsatzreferat „Evangelisierung und missionarische Pastoral“ der KAMP vorstellen.

Theologische Verortung

Zum grundlegenden Verständnis der missionarischen Pastoral ist es sinnvoll, kurz auf die *ursprüngliche Verwurzelung des Missionsbegriffs* einzugehen. Bevor der Begriff der Mission in die pastorale Sprachwelt der Kirche vorstieß, wurde er im Rahmen der Trinitätstheologie verwandt. Die Aufnahme in die Pastoral ist so in der Sache äußerst sinnvoll, da die Mission, d. h. die Sendung der Kirche in die Welt und zu allen Menschen, ihren tiefsten Grund im kommunikativen und trinitarischen Wesen Gottes hat. Diese Sendung setzt sich in der Fleischwerdung des Sohnes fort, in der Gott den Menschen in Jesus Christus nahekommt, ihnen gewissermaßen „auf den Pelz rückt“ und ihnen in der Welt, in der sie leben, nicht in irgendeiner anderen Welt, seine Freundschaft anbietet (Dei verbum 2 unter Verweis auf Ex 33,11 und Joh 15,14–15). Dieser Sendung schließt sich die Sendung der Kirche an, die als universales Heilssakrament,

also als Kirche für alle Menschen, „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ ist (Lumen gentium 1). Die Offenbarung Gottes in Jesus Christus setzt sich in der Kirche als dem Leib Christi fort. In der innertrinitarischen Sendung gründet die universale Heilsgemeinschaft, an der alle Menschen durch Verkündigung und sakramentale Eingliederung beteiligt werden sollen. Der Ursprung des missionarischen Unterwegsseins der Kirche ist die trinitarische Sendung des Sohnes und des Geistes. Deshalb formuliert das II. Vatikanum, dass die „pilgernde Kirche [...] ihrem Wesen nach missionarisch (d. h. als Gesandte unterwegs)“ ist (Ad gentes 2). Missionarische Pastoral ist daher immer kirchliche Pastoral und umgekehrt. Sie ist aber nicht ein Thema der Pastoral unter vielen, sondern ein *Querschnittsthema*, das sich mit der Pastoral der Kirche insgesamt und mit der Art und Weise, wie die Kirche das Evangelium in der modernen

Gesellschaft lebt und verkündigt, beschäftigt. Deshalb müssen alle kirchlichen Überlegungen die heutigen Menschen und ihre realen Lebensbedürfnisse ernst nehmen, und das nicht, um die „eigentliche“ Mission vorzubereiten, sondern um als Anwältin „der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“ (Gaudium et spes 1), den in Jesus Christus Mensch gewordenen Heilswillen Gottes zu bezeugen. Damit ist die Kirche im doppelten Sinne eine „hörende Kirche“ – sie hört das Wort Gottes und sie hört die „Stimmen der Zeit“. Auf diesem Weg erfüllt sie ihren Dienst *für* die Welt, realisiert sie ihre *Pro-Existenz*. So bestimmt die Art, wie die Kirche auf den „Schrei der Armen“ reagiert, die missionarische Praxis und Glaubwürdigkeit der Kirche (Allen Völkern sein Heil 18–20).

Adressaten einer missionarischen Pastoral

Nach dem Versuch einer ersten Begriffsbestimmung stellt sich in

einem zweiten Schritt die Frage nach möglichen Adressaten einer missionarischen Pastoral. Am Anfang steht sicherlich zunächst die *Selbstevangelisierung*. Die Forderung zur Umkehr ist zuallererst eine Forderung an die Kirche selbst, zuerst stehen innerkirchliche Anstrengungen zur Glaubensvertiefung! Paul VI. drückt es folgendermaßen aus: „Als Gemeinschaft von Gläubigen, als Gemeinschaft gelebter und gepredigter Hoffnung, als Gemeinschaft geschwisterlicher Liebe muss die Kirche unablässig selbst vernehmen, was sie glauben muss, welches die Gründe ihrer Hoffnung sind und was das neue Gebot der Liebe ist“ (Evangelii nuntiandi 15). Hier wird deutlich, dass nicht nur Nicht-Christen in den Blick genommen werden dürfen. Die, die ihren Glauben besser verstehen wollen, die sich noch mehr mit dem wunderbaren Geheimnis des Glaubens auseinandersetzen wollen, sind eine Gruppe von Adressaten. Aber es ist auch jede „Heidenangst“ zu überwinden, denn weitere Adressaten sind eben „religiös Unmusikalische“ (M. Weber), Nicht-Gläubige und Nicht-mehr-Gläubige. Vor allem für diese will eine missionarische Pastoral „Anknüpfungspunkte“ zum christlichen Glauben herstellen und „Trittbrettfahrer“ mitnehmen (Bischof Joachim Wanke). Dieser Dienst der Kirche an den Menschen ist kein (Werbe-)Trick, keine Vorfeldpastoral, um Vertrauen zu gewinnen und anschließend doch noch „richtig“ zu missionieren und die Taufbücher zu füllen, sondern verbindlicher Auftrag aller Christen und umfasst in einem weiteren Sinne die gesamte Sendung der Kirche. Eine missionarische Pastoral ist als pastorale

Grundhaltung also eine das Evangelium bezeugende, an den Nöten der Menschen orientierte Pastoral.

Neue alte Wege

Das alle Pastoral *spirituelle Grundhaltungen* braucht, ist kein neuzeitliches oder postmodernes Phänomen. Dies war immer der Fall. Neu ist nur das „erneute Einüben“ von demütigem Selbstbewusstsein, Gelassenheit und Gebet. Auch braucht es *Orte der*

werden. Ein profiliertes und eindeutiges christliches Zeugnis braucht auch eine *Auskunftsbereitschaft, Auskunfts-fähigkeit* und *Sprachfähigkeit* aller Christen, um als „Kirche der Entschiedenen“ „Kirche für die Unentschiedenen“ zu sein. Dazu gehört die Vertiefung und „Verheutigung“ der Gottesverkündigung und die Eröffnung eines Zugangs zu Gott, der aber, und das kann Gelassenheit geben, schon immer vor einem jeden Missionar beim



Zu den Orten, an denen sich der Glaube in besonderer Weise entfalten kann, gehören auch die Wallfahrtsstätten – und die Pilgerwege dorthin. Sie strahlen oft weit in das Umfeld aus und bieten Menschen aus der Region und darüber hinaus die Gelegenheit, mit anderen die Gemeinschaft des Glaubens zu erfahren. Unser Bild zeigt Altötting.

Verkündigung, in denen sich der Glaube entfalten kann; „Biotope des Glaubens“ (Zeit zur Aussaat 4). Zu den bekannten, aber zum Teil an Bedeutung verlierenden Orten wie Klöstern und Familie müssen Alternativen gesucht

Menschen ist. Dies alles sollte getragen sein durch eine tiefe theologische, liturgische, diakonische und spirituelle Kompetenz, eine „gebildete Frömmigkeit“ (J. Wanke).

Der missionarische Prozess benötigt das Engagement von allen Beteiligten und lässt *keinen* unverändert! Eine missionarische Pastoral ist keine „Einbahnstraße“, sie ist vielmehr ein gemeinsames *Entdecken* und *Entdeckt-Werden*. Denn es finden sich auch außerhalb des Gefüges der Kirche, die als „Leib“ und „Fülle“ Christi von ihrem Herrn „erfüllt [wird] mit seinen göttlichen Gaben, [...] vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit [...], die als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen“ (Lumen gentium 7; 8). Gerade deshalb müssen niederschwellige Angebote und eine Haltung des Willkommens geschaffen werden, die ein „Tritt-

brett-Fahren“ ermöglichen; denn wer nicht gegen uns ist, ist für uns (Lk 9,50)! Eine solche Offenheit macht Räume weit und schafft Anknüpfungspunkte.

Eine Pastoral, die missionarisch sein will, ist keine spezielle Methode der Seelsorge. Die KAMP ist keine „Spezialeinheit“ zur (Rück-)Gewinnung von Katholiken, auch und gerade wenn wir uns über jeden gewonnenen Christen freuen (können). Der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Bischof Kurt Koch, bemerkte einmal dazu, die Kirche solle mehr „Seelsorge“ und weniger „Zählsorge“ betreiben. Es geht also vielmehr um eine

Grundhaltung aller Pastoral, die nicht nur alle hauptamtlich und nebenamtlich Tätigen, sondern eben jeden Christen zu einem wahrhaftigen und mutigen Zeugnis und Bekenntnis der „*Hoffnung, die [uns] erfüllt*“ (1 Petr 3,15), aufruft. So ist die missionarische Pastoral eine zentrale Zukunftsaufgabe, die alle Glieder der Kirche angeht, Laien *und* Kleriker. Beide sind nicht ohne den jeweils anderen zu denken und ergänzen sich gegenseitig. Eine missionarische Pastoral, die den Glauben auf eine für ihre jeweiligen Adressaten verständliche Weise bezeugen, erzählen und vorschlagen will, um dadurch Anknüpfungsmöglichkeiten für das Evangelium zu erkunden,



Für die Entwicklung einer missionarischen Pastoral braucht es eine gewisse Experimentierfreude, die auch Widerstände und Rückschläge verkraften müssen wird. Bild: © Berny / PIXELIO, www.pixelio.de.

verlangt nach glaubwürdigen Zeugen.

Für die Entwicklung einer solchen Grundhaltung müssen neue, oft unbekannte Wege gegangen werden. Wie das Volk Israel werden wir nicht anders können, als Kundschafter in das Land der Verheißung, das bis jetzt noch unentdeckte (!) Land, auszusenden. *Pastorale Experimentierfreude*, die auch Widerstände und Rückschläge verkraften müssen wird, gepaart mit einer reflektierten Bewahrung von Bestehendem ist vonnöten. Dabei kommen neue Formen von Vergemeinschaftung und Gemeindeentwicklung, lebensraumorientierte Seelsorge, das Ehrenamt und die Glaubenskommunikation mit Erwachsenen in den Blick. Ermunternd ist dabei eine Bemerkung des damaligen Kardinals Ratzinger, der im Zusammenhang der neuen Aufbrüche in den kirchlichen Bewegungen und geistlichen Gemeinschaften dazu aufforderte, „keinem Uniformismus seelsorglicher Gestaltungen und Planungen [zu] huldigen [...], lieber weniger Organisation und mehr Geist!“

Das Referat „Evangelisierung und missionarische Pastoral“ der KAMP bearbeitet Grundsatzfragen missionarischer Pastoral und analysiert, entwickelt und begleitet Initiativen im Bereich evangelisierender Pastoral und Katechese in den (Erz-)Bistümern, Orden, Verbänden und kirchlichen Bewegungen. Es versteht sich in diesem Sinne als Partner und Dienstleister, der die im Bereich einer missionarischen bzw. (neu-)evangelisierenden Pastoral tätigen Personen miteinander vernetzen und unterstützen will. Da der Geist „weht, wo er will“ (Joh 3,8), geht der Blick des Referats zunächst in die „zugigen“

Regionen der katholischen Kirche in Deutschland. Auch wenn ganz unterschiedliche Erfahrungen und Schritte gemacht werden, sind solche leicht zu finden, Aufbrüche ereignen sich an vielen Orten. Angeführt seien z. B. das nächtliche Weihnachtslob am Heiligabend, das monatliche Totengedenken, der Valentins-Gottesdienst (vgl. S. 30 in diesem Heft) und die „Feier der Lebenswende“ (nicht nur) im Bistum Erfurt; die missionarischen Projekte im Bistum Hildesheim, denen die Einrichtung des Fachbereichs „Missionarische Seelsorge“ vorausging; die Initiative „Missionarische Kirche werden“ im Bistum Rottenburg-Stuttgart; die Erfahrungen mit dem pastoralen Ansatz der „kleinen christlichen Gemeinschaften“ und der „Katechetische Prozess“ im Bistum Osnabrück. Hier könnte noch vieles Weitere genannt werden.

Aber der Blick geht natürlich auch über den Raum der katholischen Kirche in Deutschland hinaus. Dabei ist zunächst ein Wahrnehmen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) wichtig, die ähnliche Prozesse durchläuft und ebenfalls Antworten auf die pastorale Herausforderung sucht. EKD-Papiere wie „Das Evangelium unter die Leute bringen. Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land“ (2001) und die Gründung des „Zentrum Mission in der Region“ (ZMiR, 2009) geben ein beredtes Zeugnis davon. Aber auch der kritisch-analytische Blick auf freikirchliche Erfahrungen ist notwendig. Zum Beispiel hat die als so genannte „Megachurch“ bezeichnete Willow-Creek-Gemeinde, die 1975 in den USA gegründet wurde, einen Schwerpunkt auf

ihren Wachstumsprozess gelegt. In einer kürzlich vorgestellten Studie wurde jedoch festgestellt, dass der unglaubliche Wachstumsprozess der Gemeinschaft kaum mit einem spirituellen Wachstum der Mitglieder verbunden war und bei eben diesen überwiegend eine Haltung des „Konsums“ gegenüber religiösen Inhalten zu finden ist. Katholischerweise bedenkenswert ist u. a. das Fazit der Autoren der Studie, die Gemeindeglieder in die Lage zu versetzen, sich nicht nur geistlich nähren zu lassen, sondern sie zu befähigen, sich selbst geistlich zu nähren. Der Blick geht also auch über den „deutschen Tellerrand“ hinaus. So ist die anglikanische Kirche z. B. schon seit den 80er Jahren auf dem „missionarischen Weg“ und hat mit dem Konzept der „mission shaped church“ neue Pfade beschritten. Aus dem Bistum Poitiers gibt es mit den „Basis-Equipen“ ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung. Auch das Erzbistum Chicago geht auf spezifische Weise mit den Veränderungsprozessen um. Neben diesen nationalen und internationalen Erfahrungen werden natürlich pastoraltheologische Entwicklungen beobachtet und fruchtbar gemacht. All dies kann hier nur angedeutet werden.

Deutlich aber wird die Stellung des Referats. Es ist nicht in ein 28. Seelsorgeamt eingebunden, das den 27 (Erz-)Bistümern sagen sollte und könnte, was diese zu tun und zu lassen hätten. Es ist vielmehr *angewiesen* auf die konkreten pastoralen Erfahrungen aus den (Erz-)Diözesen, Orden, Gemeinschaften und Verbänden und will nicht an diesen vorbei, sondern von dort ausgehend Ideen entwickeln und Pro-

jekte begleiten. Von den dortigen Lernerfahrungen können Grundhaltungen und Kriterien entwickelt werden, die die Pastoral der Kirche als Ganze prägen. Dafür ist der persönliche Kontakt unerlässlich, besonders im Blick darauf, die Bedürfnisse und tatsächlichen Probleme kennenzulernen. Was wichtig und was nebensächlich ist, wissen aber die Gemeinden, für die die Arbeit des Referats ja letztlich geschieht, sehr gut. Das Referat arbeitet aber natürlich auch für die, die die pastoralen Entscheidungen fällen. Für Bischöfe, Seelsorgeamtsleiter etc. sollen originelle und umsetzbare Ideen und Vorschläge entwickelt werden. Eben darum sollen Orte geschaffen werden, an denen Vertreter der (Erz-)Bistümer, Orden, Verbände und kirchlichen Gemeinschaften miteinander ins Gespräch kommen können. Eine erste größere Gelegenheit dazu war sicherlich die Tagung „Herausforderung einer missionarischen Pastoral“, die Anfang September in Erfurt stattfand (den Tagungsbericht dazu finden Sie auf S. 42–43).

Abschluss

Der Heilige Geist baut das Reich Gottes auf, aber er möchte „Mitarbeiter“. Aufgrund einer Vielzahl von Projekten und Aktionen vergessen wir manchmal, dass Gott an erster Stelle kommt, dass er selbst an seiner Kirche baut. Aber er ruft uns auf zur Mitarbeit. Und so sind alle Christen Zeugen, ob sie wollen oder nicht. Der Unterschied ist nur, dass wir ausgehend von unserer persönlichen Glaubwürdigkeit und Authentizität gute Zeugen oder eben nicht so gute sind. So kann eine missionarische Pastoral nicht defensiv sein. Christen haben

keinen Grund, sich für Gott und ihren Glauben zu schämen. Dies bleibt Grundlage und Ziel der Arbeit des Referats, denn „es gibt nichts Schöneres, als vom Evan-

gelium, von Christus gefunden zu werden. Es gibt nichts Schöneres, als ihn zu kennen und anderen die Freundschaft mit ihm zu schenken“ (Benedikt XVI.). ■

Literatur:

Arnd Bünker, Missionarisch Kirche sein? Eine missionswissenschaftliche Analyse von Konzepten zur Sendung der Kirche in Deutschland (Theologie und Praxis 23). Münster 2004.

Manfred Entrich / Joachim Wanke (Hrsg.), In fremder Welt zu Hause. Anstöße für eine neue Pastoral. Stuttgart 2001.

Christian Hennecke, Kirche, die über den Jordan geht. Expeditionen ins Land der Verheißung. Münster 2006.

Informationen zur Willow Creek Reveal-Studie:
<http://www.willowcreek.de/ressourcen/reveal/>.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hrsg.), Das Evangelium unter die Leute bringen. Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land (EKD-Texte 68). Hannover 2001.

Papst Benedikt XVI.: Predigt zur Amtseinführung am 24. April 2005 auf dem Petersplatz.
<http://kurzlink.de/predpapst> (Stand: 11.02.2010).

Joseph Ratzinger, Kirchliche Bewegungen und neue Gemeinschaften. Unterscheidungen und Kriterien. München u. a. 2007.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), „Zeit zur Aussaat“. Missionarisch Kirche sein (Die deutschen Bischöfe 68). Bonn 2000.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Allen Völkern sein Heil. Die Mission der Weltkirche (Die deutschen Bischöfe 76). Bonn 2004.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“ Seiner Heiligkeit Papst Pauls VI. an den Episkopat, den Klerus und alle Gläubigen der Katholischen Kirche über die Evangelisierung in der Welt von heute (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 2). Bonn 1975.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs (Stimmen der Weltkirche 37). Bonn 2000.

Joachim Wanke, Missionarische Pastoral als Herausforderung in der Moderne (Vortrag zur Einweihung der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz in Erfurt am 15. Januar 2010).
<http://kamp-erfurt.de/wanke.htm>.

Mission kontrovers ...

Was wir von Mission Statements lernen können

Mission Statements haben Konjunktur! Kaum ein Großunternehmen, kaum eine Organisation, die sich kein Leitbild gibt – und damit auch offensiv in die Öffentlichkeit tritt. Einige dieser „Bekennnisse“ stellt dieser Beitrag vor – und geht der Frage nach, was missionarische Pastoral davon lernen kann.

Mission kontrovers ...

Der Begriff Mission ist erklärungsbedürftig, weil missverständlich und ambivalent kodiert. Wird er im religiösen Sinne verwendet, so evoziert er im Gesprächspartner oft Bilder von Menschen, die dem Einkäufer in der Fußgängerzone stumm eine Zeitschrift entgegenstrecken, gar auf einem öffentlichen Platz eine flammende Umkehrpredigt halten oder an der Tür klingeln, um die Bewohner in ein Gespräch zu verwickeln. Gefühle von Peinlichkeit bis Belustigung stellen sich im ersten Falle ein, Ärger über die Zudringlichkeit und die Verletzung der Privatsphäre im zweiten. Der aufgeklärte mündige Mensch möchte heutzutage nicht mehr „missioniert“ werden. Vermutete und befürchtete Gehirnwäsche oder Überredungskunst steht im Gegensatz zum Autonomiestreben, Erfahrungsbezug und intellektuellen Wunsch nach Durchdringung des zu Erkennenden und Anzunehmenden durch den spätmodernen Menschen. Überdies ist mit diesem Verständnis von „Missionierung“ immer auch ein asymmetrisches Beziehungsgefüge verbunden.

Im schlimmsten Falle ist mit dem Missionsbegriff der Gedanke an Gewaltanwendung verbunden, mit der der Missionierende unter dem Vorwand der religiösen Ansprache Machtpositionen erringen oder erhalten wolle oder wirtschaftliche Interessen verfolge. Ein großer Teil dieser Semantik rührt sicherlich aus den Reflexen einer falsch verstandenen Missionierung im Laufe der Geschichte her, die immer auch in der Gefahr war, den angedeuteten Entartungsformen von Mission zu verfallen, ihr stellenweise auch tatsächlich erlag.

Überraschend ist auf diesem Hintergrund die völlig gegensätzlich kodierte Begrifflichkeit von „Mission“ im nicht-religiösen Feld der populären Kultur(en). Ist jemand Träger einer Mission, spricht ein Unternehmen von „seiner“ oder eine interessen geleitete Gruppe oder Institution von „ihrer“ Mission, so wird dies als ein klares Profil verstanden, das die um die Gunst und Aufmerksamkeit des Beobachters oder Kunden werbende Organisation aus der Masse der Mitbewerber heraushebt. Gleichzeitig möchte die Institution damit kommunizieren, an welcher Mess-

latte sie gemessen werden möchte. Ein Mission Statement wird so zu einer grundsätzlichen Legitimierung der Daseinsberechtigung und des Nutzens einer Organisation, einer Idee oder eines bestimmten Handelns.

Wir haben uns auf die Suche nach Mission Statements aus dem nicht-religiösen Bereich gemacht. Trotz mehrerer Absagen aus dem Bereich der Politik und der Wirtschaft (vielleicht gerade wegen der Institution der Anfragenden?) präsentieren wir hier mit der Volkswagen AG ein Beispiel eines produzierenden Unternehmens und mit den Ärzten ohne Grenzen eine Institution aus dem Bereich der Non-Profit- und Nicht-Regierungs-Organisationen. Auf das atheistische Mission Statement sind wir im Rahmen von Internet-Recherchen gestoßen, schließlich haben wir den Kultfilm „Blues Brothers“ mit den „Augen und Ohren der Mission“ gesehen. Wir haben die Beiträge stellenweise gekürzt, um sie für unseren Zweck lesbar zu halten. Die Quellen sind jeweils angegeben. Wir danken allen Beteiligten für die Erlaubnis, die Texte abdrucken zu können.

Vorwort des Code of Conduct (Verhaltensgrundsätze) des Volkswagen Konzerns (2010)

„Wir, der Volkswagen Konzern, gehen mit der Einführung der nachstehenden Verhaltensgrundsätze (Code of Conduct) einen weiteren konsequenten Schritt zur Wahrnehmung unserer globalen und lokalen Verantwortung.

Wir tragen mit unseren Produkten dazu bei, dass Mobilität umweltfreundlich, effizient und sicher ist. In diesem Sinne verpflichtet uns die Zukunft, die Mobilität im Interesse des Gemeinwohls mit Produkten voranzutreiben, die den individuellen Bedürfnissen, den ökologischen Belangen und den ökonomischen Ansprüchen an einen Weltkonzern gerecht werden.

Unser gemeinsames Ziel ist es, die Nummer eins unter den weltweiten Herstellern von Automobilen

- sehen wir die Einhaltung der internationalen Konventionen, der Gesetze und der internen Regeln als Grundlage für nachhaltiges, erfolgreiches wirtschaftliches Handeln an.
- handeln wir im Einklang mit unseren Erklärungen.
- übernehmen wir Verantwortung für unser Handeln.

Neben den internationalen Konventionen, Gesetzen und internen Regeln bilden unsere Konzernwerte die Basis für unser Handeln. Die Konzernwerte ‚Kundennähe, Höchstleistung, Werte schaffen, Erneuerungsfähigkeit, Respekt, Verantwortung und Nachhaltigkeit‘ sind die Grundlage für unsere konzernweite Zusammenarbeit und in unsere Verhaltensgrundsätze eingeflossen.

Mit unseren Verhaltensgrundsätzen geben wir unseren Mitarbeitern einen Wegweiser an die Hand, der die wesentlichen Grundprinzipien unseres Handelns zusammenfasst und unsere Mitarbeiter in der Bewältigung der rechtlichen und ethischen Herausforderungen bei der täglichen Arbeit unterstützt. Die Verhaltensgrundsätze stellen eine konzernweite Richtschnur dar, die für alle unsere Mitarbeiter und Organmitglieder gilt, und für deren Einhaltung jeder Einzelne gleichermaßen verantwortlich ist.

Wir stehen für ein achtbares, ehrliches und regelkonformes Handeln im Geschäftsalltag und bekennen uns zu den nachstehenden Verhaltensgrundsätzen.“



Foto: © Rainer Sturm / PIXELIO, www.pixelio.de.

zu sein und den Menschen in aller Welt durch überlegene Qualität individuelle, nachhaltige und sichere Mobilität zu ermöglichen.

Um unser Ziel zu erreichen,

- handeln wir verantwortungsvoll zum Nutzen unserer Kunden, Aktionäre und Mitarbeiter.

Quelle:

Volkswagen Aktiengesellschaft, Verhaltensgrundsätze des Volkswagen Konzerns. Code of Conduct. Wolfsburg 2010, 4–5. Das Vorwort ist unterzeichnet von den Vorständen Prof. Dr. Martin Winterkorn, Dr. Horst Neumann und Bernd Osterloh.

Die Mission von „Ärzte ohne Grenzen“

Von Tankred Stöbe, Präsident Ärzte ohne Grenzen Deutschland

„Medizinisch in der größten Not zu helfen ist das Ziel unserer Arbeit. Seit der Gründung von Ärzten ohne Grenzen 1971 hat sich daran nichts geändert. Damals haben Ärzte und Journalisten die Organisation mit der Vision gegründet, Menschen in Kriegsgebieten und Naturkatastrophen schnelle und professionelle Hilfe zu bringen, die sonst keinen Zugang zu medizinischer Versorgung hätten.

Inzwischen entwickelte sich die Organisation zu einem internationalen Netzwerk mit 19 Sektionen und 360 Projekten in mehr als 70 Ländern. Die Prinzipien unserer Arbeit sind in einer Charta festgelegt: Unparteilichkeit, Unabhängigkeit und Neutralität. Diese sind auch 40 Jahre nach der Gründung von Ärzten ohne Grenzen für uns gültig und relevant geblieben.

Auf den ersten Blick mögen die Prinzipien theoretisch klingen, doch sie haben eine konkrete Bedeutung für unsere praktische Arbeit. Denn nur wenn klar ist, dass wir unabhängig von politischen, militärischen, religiösen oder wirtschaftlichen Interessen handeln, dass wir in einem Konfliktgebiet für keine Seite Partei ergreifen, sondern eine neutrale Position beziehen, können wir den betroffenen Menschen in Kriegs- und Krisengebieten medizinisch beistehen – unparteilich, ohne nach deren Herkunft, Religion oder politischer Überzeugung zu fragen.

Wie zum Beispiel in Afghanistan: Seit wir Ende letzten Jahres in das Land zurückgekehrt sind, besteht die große Herausforderung für uns darin, den Menschen, mit denen wir arbeiten, unsere Prinzipien zu vermitteln. Denn in einem Krieg mit vielen verschiedenen Akteuren haben wir nur dann Zugang zu den Menschen, wenn wir auch als unparteilich und neutral wahrgenommen werden. Und

nur so können wir die Sicherheit unserer Mitarbeiter und Patienten gewährleisten.

Die Afghanen fragen uns immer wieder, woher das Geld für unsere Projekte kommt. Wir betonen dann, dass wir unsere Arbeit im Land nur aus privaten Spenden finanzieren und unabhängig von nationalen Regierungen oder internationalen Akteuren sind.

Die zwei Krankenhäuser, die Ärzte ohne Grenzen in Kabul und in der Provinz Helmand unterstützt, darf niemand mit Waffen betreten, auch nicht die Polizei, Armee oder die internationalen Streitkräfte. So ist die Neutralität des Krankenhauses gewahrt und gewährleistet, dass die schutzbedürfti-



Tankred Stöbe, Präsident von Ärzten ohne Grenzen Deutschland.
Foto: © Barbara Sigge.

gen Patienten und die humanitären Helfer nicht selbst Zielscheibe von Übergriffen werden.

Die ‚Mission‘ von Ärzten ohne Grenzen ist keine religiöse, sondern eine medizinisch-humanitäre. Wir wissen, dass wir die Konflikte selbst nicht lösen können, das müssen andere tun. Aber wir können in Abwesenheit einer Lösung den notleidenden Menschen konkrete humanitäre Hilfe zukommen lassen, die ihr Überleben ermöglicht.“

„Meine Mission“: ein atheистisches Statement

Von Volker Dittmar, Diplom-Psychologe und Systemanalytiker

„[...] Mir geht es darum, zur Erkenntnis der Welt beizutragen – und dazu gehört in erster Linie die Erkenntnis über uns selbst. [...] Dazu habe ich vor, die biologischen Grundlagen des Glaubens zu erklären. Wie ist unser Gehirn strukturiert, wie verarbeiten wir Informationen? Wieso hat sich genau diese Struktur in der Evolution durchgesetzt? Was sind die spezifischen Vorteile dieser Struktur? Im nächs-

terschieden zwischen Allgemeinem und Besonderem kann man nämlich herauslesen, was allgemeinh menschlich ist, und was kulturell überformt wurde. Dann komme ich zu der Frage, wie sich spezielle Formen der Religion und des Glaubens gebildet haben, in diesem Fall zunächst das Christentum, später der Islam, also die Frage nach der Geschichtlichkeit und des kulturellen Kontextes der spezifi-



Über den Tag hinausschauen, den Blick weiten, Perspektiven erschließen: wichtige Funktionen von Mission Statements.

ten Schritt stellt sich die Frage, wie beim Übergang von der biologischen Evolution zur kulturellen Evolution das spezifisch Menschliche sich entwickelt hat. Was ist allen Kulturen gemein, was sind die Spezifika unserer eigenen Kultur? Aus den Un-

schen Religionsausübung. Und in diesem Zusammenhang erst kommt die Psychologie vor, nämlich als Frage, wie sich dies in den Köpfen der Menschen umsetzt. Und erst wenn alle diese Fragen geklärt sind, kann ich behaupten, die Religion verstanden

zu haben. Und dann kann man im nächsten Schritt sich Modelle einer Auseinandersetzung mit der Religion erarbeiten. Tatsächlich laufen alle diese Schritte parallel ab, wie in mehreren Spiralen, weil es keine exakte Trennung zwischen Biologie und Geschichte etc. geben kann, nur die Beschreibung und Erklärung sollte dies wieder auftrennen, rein aus Gründen der Verständlichkeit, also Fragen der Didaktik, nicht der inneren Forschungslogik. Warum dieser Aufwand? Weil es mich interessiert. Ich war selbst gläubig und ungläubig und möchte verstehen, warum.

Außerdem möchte ich zur Aufklärung beitragen. Die Aufklärung hat mir geholfen, und ich sehe keinen Sinn darin, mich zurückzulehnen. Ich möchte zurückgeben, was ich bekommen habe [...] Ich möchte die Menschen nicht ‚missionieren‘, damit sie später meine Meinung haben, sondern ich möchte, dass die Menschen zu einer eigenen Meinung finden, nicht unbedingt zu meiner Meinung. Das ist in Diskussionen mit mir vielleicht nicht immer erkennbar, weil ich natürlich herausfinden möchte, welche Argumente überzeugend sind und welche nicht und ich damit auch beständig herumexperimentiere. [...]

Das Zeitalter der Aufklärung ist nie vorbei. Und der Unterschied zur christlichen Mission ist drastisch: Die Ideologien versuchen, von der Wahrheit eines bestimmten Inhalts zu überzeugen. Die Aufklärung versucht, von der Angemessenheit einer bestimmten Methode zu überzeugen, und dies mit einer gewissen Skepsis dieser Methode gegenüber (hingegen wird von Christen nicht in Richtung Skepsis dem Christentum gegenüber missioniert). Inhalte werden von der Aufklärung nicht vermittelt. Ich sage den Menschen nicht, woran sie glauben sollen, ich sage nur, wie man den Glauben mit skeptischer Methode auf Angemessenheit hin untersucht. Ich liefere nur Werkzeuge zum Denken, keine Denkinhalte. Ich diskutiere dies zwar anhand der Inhalte (eine inhaltsfreie Diskussion wäre zugleich auch sinnfrei) und kritisiere die Inhalte, aber nur, weil sich das nicht vermeiden lässt. Aufklärung ist immer der Aufruf zum Selberdenken. Ich verlange keine Gefolgschaft einer Person oder Position, keine Unterwerfung unter Dogmen, keine Preisgabe der Vernunft. [...]

Ich möchte meine Ziele wie folgt beschreiben:

1. Zu zeigen, dass der Atheismus intern logisch konsistent und daher vernünftig zu vertreten ist.

2. Zu zeigen, dass der Atheismus auch extern logisch konsistent ist, d. h. gemessen an dem, was Theisten als logisches Rahmenwerk verstehen.
3. Zu zeigen, dass der Theismus extern logisch inkonsistent ist, d. h. gemessen am Rahmen dessen, was man vernünftigerweise vertreten kann (das muss, zugegeben, einen Theisten nicht sonderlich interessieren, obwohl er damit jede Möglichkeit aus der Hand gibt, zu behaupten, dass der Atheismus unvernünftig ist).
4. Zu zeigen, dass der Theismus intern logisch inkonsistent ist, d. h. nach seinen eigenen Maßstäben vernünftigerweise nicht vertreten werden kann. Dieser Vorwurf ist allerdings erheblich, weil er auch moralische Implikationen hat.
5. Zu zeigen, dass die atheistische Weltsicht wegen ihrer stringenten Logik dem Theismus überlegen ist, was den Wahrheitsgehalt angeht.
6. Zu zeigen, dass man den Atheismus auch moralisch vertreten kann, nach seinen eigenen Maßgaben und nach dem der Theisten.
7. Zu zeigen, dass sich der Theismus moralisch vernünftigerweise nicht vertreten lässt, weder nach seinen eigenen Maßgaben noch nach externen Maßstäben.
8. Zu zeigen, dass man eine Moral nur leben kann, wenn sie auch vernünftig ist.
9. Zu zeigen, dass man auch im Glauben nur vertreten kann, was vernünftig ist, und dass dies eine Forderung der praktischen Vernunft ist. Jeder ist verantwortlich für das, was er als Glauben vertritt, in rationaler wie in moralischer Hinsicht (Primat der Vernunft).
10. Die Vernunft zu fördern und zu kritischem eigenständigem Nachdenken anzuregen. In dieser Hinsicht bin ich der Aufklärung verpflichtet, nach Immanuel Kant: Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbst verschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen.

11. Zu zeigen, dass die permanente kritische Prüfung der Weg ist, sich der Wahrheit anzunähern. Wer glaubt, eine absolute Wahrheit zu vertreten, ist meist zudem intolerant gegenüber abweichenden Meinungen, wichtig ist, zu demonstrieren, dass der Glauben an absolute Wahrheiten vernünftig nicht zu vertreten und moralisch fragwürdig ist.
12. Zu zeigen, dass man auch in moralischen Fragen die Vernunft walten lassen sollte und warum dies sinnvoll ist. Außerdem gilt es, zu zeigen, dass in einer pluralistischen Gesellschaft Einigung über Moral und damit Frieden nur zu erreichen ist, wenn man sich auf gemeinsame Standards in der Moral einigt – nur so können Christen, Atheisten, Buddhisten etc. ohne allzu großen Streit miteinander leben.
13. Zu zeigen, dass eine Moral ohne Gott nicht nur möglich und sinnvoll ist, sondern dass diese auch einer theistischen Moral überlegen ist.

Kurz, die Förderung der Vernunft im Zusammenleben der Menschen ist das Ziel meiner Aktionen. Was die Menschen privat glauben, ist hingegen ihre Sache und muss sich nur dann an den Maßstäben der Vernunft messen lassen, wenn sie die Interessen und Bedürfnisse anderer Menschen tangiert (fördert, hemmt, einschränkt etc.).

Es mag ziemlich sicher sein, dass ich nicht alle Ziele bei allen Personen erreiche, aber wenigstens möchte ich demonstrieren, dass Atheismus weder dumm, noch unvernünftig, noch unmoralisch ist, und dass man daher auch als Christ den Atheismus respektieren kann. Wenn ich das erreicht habe, dann habe ich bereits viel erreicht, unabhängig von meinen recht hoch gesteckten Zielen. In der überwiegenden Zeit des Christentums, als dieses Europa beherrschte, waren Atheisten eine kleine, verfolgte Minderheit, die verspottet und verlacht wurde, und von denen viele von Christen umgebracht wurden. Auf der anderen Seite möchte ich auch verhindern, dass Atheisten, sollten sie einst die Mehrheit stellen, mit den Christen so übel umspringen wie die Christen mit den Atheisten, als die Christen noch in der Mehrheit waren. Ich bin daher für positive wie auch negative Religionsfreiheit – die Freiheit zu einer Religion wie auch die Freiheit von einer Religion. [...] Wenn Sie nur ein kleines Stück kritischen Denkens von dieser Website mitnehmen, dann war meine Mission nicht umsonst.“

Volker Dittmar versteht sich als Atheist und betreibt mehrere Websites im Internet, darunter diejenige, der der vorliegende Text unter der Überschrift „Meine Mission“ entnommen ist:

*<http://www.dittmar-online.net/uber/mission.html>
(Stand: 20.8.10)*

Der Beitrag wurde aus redaktionellen Gründen gekürzt.

Blues Brothers – der Kultfilm

Dieser Beitrag ist im strengen Sinne kein Mission Statement, sondern der Versuch, einen Film als Teil der populären Kultur mit den Augen der Mission zu sehen. Wer einmal erlebt hat, wie in einem Kinosaal die Zuschauer schwarze Anzüge, schwarze Hüte und schwarze Sonnenbrillen tragen, der weiß, dass der Streifen „Blues Brothers“ von John Landis aus dem Jahre 1980 ein wahrer „Kultfilm“ ist. Jake Blues wird aus dem Gefängnis entlassen und von seinem Bruder Elwood abgeholt. Als sich das Gefängnis öffnet, steht Jake wie eine messianische Gestalt vor einem hell glänzenden Goldhintergrund und betritt die dunkle Weltbühne vor der Gefängnistür. Das von Ordensfrauen geleitete Waisenhaus, in dem die beiden Blues Brothers aufgewachsen sind, muss

innerhalb von elf Tagen die Grundsteuer bezahlen, sonst wird das Haus an das Erziehungsministerium verkauft. Dies ist für Jake und Elwood der äußere Anlass, der bald nur noch am Rande hinter dem eigentlichen großen Ziel steht: „Wir bringen die Band wieder zusammen.“ So beginnt ein Irrweg, der sich im Verlaufe des Films immer mehr zur Sammlungsbewegung der alten Band zuspitzt. Dies ist die „göttliche Mission“ der beiden. Sie erfahren ihre „Initiation“ mit der Erleuchtung in der Kirche des schwarzen Reverend Cleophus. Seine anfängliche Bußpredigt über die „verlorenen Seelen, die das göttliche Licht suchen und nicht finden“, gipfelt in einer großartigen musikalisch-tänzerischen Beauftragungsshow der beiden Blues Brothers: „Wir blei-

ben im Dienst des Herrn. Tue es, wisse es, fühle es!“ Die Band, der Blues und die Straße als Weg aus dem Elend ihres Lebens, das durch die zwei Quadratmeter Männerwohnheim in den Slums von Chicago charakterisiert wird, an denen jede Minute die S-Bahn vorüberlärm, entwickeln sich zu den großen Themensträngen des Films, die zunehmend miteinander verwoben werden.

Alles wird dem Ziel untergeordnet. Elwood kündigt seinen Job, weil er, wie er sagt, „Priester werden will“. Hindernisse wie hochfahrende Hängebrücken oder Demonstrationen von Neonazis werden mühelos bewältigt, Verfolgungen durch die Polizei, durch geprellte Musikerkonkurrenten oder durch eine schieß- und sprengwütige enttäuschte ehemalige Braut können die beiden in ihrer „heiligen

Sache“ nicht aufhalten, denn: „Sie werden uns nicht kriegen. Wir sind im Namen des Herrn unterwegs.“

Das Ziel „Wir bringen die Band wieder zusammen“ wird so zur Auseinandersetzung der Lebenshoffnungen von Freiheit, unverzwecktem Spiel und wahrer Gemeinschaft mit den jeweiligen festgefahrenen Bedingtheiten und Begrenztheiten, mit denen sich die Bandmitglieder in der Zwischenzeit arrangiert haben. Aber es gilt: „Die Wege des Herrn sind unergründlich“. Im Kontakt mit den Blues Brothers lassen sie sich herausfordern, anstecken und sich mitnehmen auf den Weg zum großen Ziel. Der Film spielt immer wieder ironisch mit Darstellungen



Einfach Kult, die Blues Brothers.
Foto: © Didi01 / PIXELIO, www.pixelio.de.

traditioneller katholischer und freikirchlicher Religiosität (im Waisenhaus hängt über der Treppe ein überdimensionaler Christuskorpus, an dem die beiden kaum vorbeikommen; die Wohnung einer Frau ist voller Heiligenstatuen und Papstbilder; der Agent in der Sauna breitet wie Christus am Kreuz die Arme aus; ein Bandmitglied betreibt eine christliche Kneipe) und dem Verständnis der Sendung der Blues Brothers, das parallel mitläuft und das „eigentliche religiöse Geschehen“ ausmacht.

Zum Konzert kommen sie nach vielen Hindernissen erst in letzter Sekunde an. Nach dem erfolgreichen Konzert, bei dem die Brüder mit dem not-

wendigen Geld in Richtung Steuerkasse fliehen, entwickelt sich der Film zum großen Showdown: Die gesamte Polizei, Nationalgarde, Panzer und Soldaten versuchen unter großen Materialzerstörungen, die beiden aufzuhalten, jedoch ohne Erfolg. Beim Steueramt angekommen, bricht der Wagen auseinander, die beiden hasten die Treppen des Gebäudes hinauf, eine Armee auf den Fersen. Im

letzten Augenblick, als die Verfolger schon hereinströmen, drückt der Angestellte den Empfangsstempel auf die Steuerquittung: Das Waisenhaus ist gerettet, die „Mission“ ist erfüllt. Die Handschellen schnappen zu. Der Film endet mit dem Jailhouse Rock der gesamten Band, die im Gefängnis gelandet ist.

Conclusio: Mission neu verstehen

Ein Mission Statement bringt Auftrag, Zweck und Ziele einer Organisation oder einer Person auf den Punkt. Absichten und Ziele sollten nach dem Lesen dieser Texte nicht mehr unklar sein. Wie nicht anders zu erwarten, stehen bei *Volkswagen* wirtschaftliche Interessen im Vordergrund: Das Unternehmen will „die Nummer eins unter den weltweiten Herstellern von Automobilen“ sein. Die *Ärzte ohne Grenzen* haben eine medizinisch-humanitäre Mission, deren Ziel es ist, Menschen in der größten Not zu helfen. Ihnen ist dabei wichtig, politisch und weltanschaulich unabhängig zu bleiben. *Volker Dittmar* will die logische Konsistenz des Atheismus erweisen. Die *Blues Brothers*, die „im Auftrag des Herrn“ unterwegs sind, wollen „die Band wieder zusammenbringen“.

Die Tatsache, dass sich vor allem im ökonomischen Sektor diese Mission Statements durchzusetzen scheinen, ist neben dem Wunsch nach einer kurzen und prägnanten Antwort auf die Frage „Was machen sie eigentlich?“ auch dem Bedürfnis nach *Eindeutigkeit* und *Erkennbarkeit* geschuldet. Was habe ich von dir zu erwarten, wenn ich mich auf dich einlasse? Die Antwort des

Autobauers ist daher „gute Autos“, die der Ärzte ohne Grenzen „gute medizinische Hilfe“, die des Atheisten „gute Aufklärung“, die der Blues Brothers „gute Musik“. Und die der Kirche? Eigentlich und ganz einfach: der „gute“ Gott.

Ein Mission Statement ist in der Regel nicht eine Zuschreibung von außen, sondern versteht sich als eine Selbstcharakterisierung im Bewusstsein des eigenen Grundauftrags. Sie ist grundsätzlich und elementar, gibt sich nicht mit Teilzielen und Nebensächlichkeiten ab.

Als Mission Statement wird nicht eine negative Abgrenzung („Dies und das will ich *nicht!*“), sondern eine positive Beschreibung erwartet. Sie ist in der Regel nicht nur deskriptiv, sondern wird von jemandem formuliert, der mit seiner Person dafür einsteht. Deshalb signieren die Vorstandsmitglieder des Volkswagenkonzerns den „Code of Conduct“, deshalb ist der Präsident der Ärzte ohne Grenzen Deutschland gegenüber KAMP bereit, über die Mission der Hilfsorganisation zu schreiben. Träger einer „Mission“ ist also zunächst jeder Einzelne, erst in zweiter Instanz dann die soziale Organisation. Entscheidend ist, dass das Handeln den gesteckten Zielen entspricht. Authentizität gewinnt an

Bedeutung: „Ich stehe für etwas (ein), und darauf kann ich auch festgenagelt werden.“ Hier werden klare Kriterien geliefert, an denen sich die Organisation messen lassen will, auch und gerade dann, wenn es einmal nicht so gut läuft. In gewissem Sinn eignet dem Mission Statement der Charakter eines „Bekenntnisses“. Eine Mission als Handlungsziel sorgt nicht nur für bestimmte Werte, Haltungen und Handlungsabläufe, sondern generiert ein spezifisches Selbstbild, das in der tatsächlichen Gestalt der Organisation eingeholt werden muss.

Der Begriff „Mission“ und sein semantisch-pragmatisches Umfeld sorgen durch die Herkunft aus dem Religiösen für eine besondere Aura der Berufung und Bestimmung einer Institution: Sie folgen ihrer Mission, sie *müssen* es regelrecht. Hier ist etwas Religiöses aus dem Bereich der Kirche herausgewachsen, das es innerkirchlich wieder einzuholen gilt.

Trotz der Erfahrung, dass Glaubens- und Lebensfragen nicht mit einer abschließenden Eindeutigkeit beantwortet werden können, ist dennoch offensichtlich der Wunsch nach einem gewissen Grad an *Eindeutigkeit* vorhanden. Auch bei der Entscheidung für eine Eheschließung mit einem Partner ist vieles un-

klar, die Zukunft liegt im Unge-
wissen. Auf die Frage „Willst
du?“ möchte der Partner jedoch
normalerweise ein deutliches und
eindeutiges „Ja!“ hören. Es geht
um *Verlässlichkeit*, die bei glau-
benden Menschen aus der Sicher-
heit über Gottes Liebe entstehen
kann. „Kann ich es wagen, bei
aller Unsicherheit, mein Leben
auf dich zu setzen?“ Hier kommt
die Frage der *Authen-
tizität* ins Spiel. Re-
den und Handeln soll-
ten übereinstimmen,
nur so kann Vertrau-
en entstehen. Ein Ehe-
mann, der seine Frau
betrügt, verspielt Ver-
trauen bei seiner
Frau und wahrschein-
lich den Vorbildcha-
rakter bei seinen Kin-
dern. Genauso wür-
den defiziente Autos
dem Wolfsburger Au-
tohersteller schaden,
schlechte medizini-
sche Hilfe den Ärz-
ten ohne Grenzen,
und schlechte Musik
ließe „Blues Brothers“
nicht zum Kultfilm
werden.

Es gibt bei aller
auch in diesem Heft
formulierten Sensibi-
lität für die negativen
Konnotationen des Be-
griffs der christlichen
Mission keinen Grund,
nicht wieder neu von
der *Mission der Kirche*
zu sprechen und sie
auf gute Art im Sinne
des christlichen Zeug-
nisses als Angebot zu
praktizieren. Die un-
verkrampte Nutzung
der *Mission State-
ments* in der „säku-

laren“ Kultur deutet an, dass es
auch in der späten Moderne um
Eindeutigkeit und Erkennbarkeit,
sprich: um Profil geht. Ein ehr-
licher Umgang mit den offen
kommunizierten oder möglicher-
weise verborgenen nachrangigen
Zielsetzungen missionarischen En-
gagements und eine ehrliche Aus-
richtung auf den elementaren
Nukleus der Botschaft des Evan-

geliums, dass nämlich Gott die
Gemeinschaft mit allen Menschen
sucht und schon längst in ihrem
Leben seine Spuren hinterlassen
hat, helfen dazu, Sinn und Zweck
von missionarischer Pastoral und
einer missionarischen Kirche wie-
der positiv füllen zu können. ■

Markus-Liborius Hermann,
Hubertus Schönemann



Nur selten tritt in einer Kirche das „Markenzeichen“ des Christentums – das Kreuz – so profiliert hervor wie hier in der Pfarrkirche St. Johannes in Stift Haug, Würzburg.

Mission – ein anstößiges und zugleich inflationäres Wort

Giancarlo Collet

Mission – ein vielfältig gebrauchter Begriff. Im kirchlichen Bereich hat er jedoch auch mit historischen Belastungen zu kämpfen. Giancarlo Collet wirft einen erhellenden Blick auf die Begriffsgeschichte, von den Franziskanern und Jesuiten bis heute.

Wer bei uns etwas näher hinhört und genauer hinschaut, wann und wie von Mission die Rede ist, kann eine seltsame Beobachtung machen: Auf der einen Seite reagieren Menschen – Christen und Christinnen eingeschlossen – sehr allergisch auf das Wort Mission. Mission ist für viele negativ besetzt, denn mit Mission wird unmittelbar „geistiger Imperialismus“ verbunden; vielleicht ist dabei auch die große belastende Geschichte europäischer Kolonialherrschaft gegenwärtig, die mit dem westlichen Christentum verbunden ist und bleibt; mit geistlich-religiöser Intoleranz anderen Menschen gegenüber. Man lässt bei diesem Wortsinn die Anderen und deren Überzeugungen nicht gelten; stülpt ihnen vielmehr die eigene Religion mit mehr oder weniger gewaltsamen Mitteln als die allein wahre und seligmachende auf. Mission ist so etwas wie „religiöser Hausfriedensbruch“. Sich Anderen aufdrängen, das will niemand, und noch weniger das religiös-kulturelle und soziale Gefüge einer Gesellschaft durcheinanderbringen oder gar zerstören. Mission bedeutet mehr reli-

giöser Unfriede, als dass sie dem gesellschaftlichen Zusammenleben und dem Frieden dient.

Vielleicht geht es einigen auch so, wenn sie bestimmte Leute sehen, die im Namen des Evangeliums an den Haustüren erscheinen oder öffentlich in den Straßen oder gar in sogenannten Zeltmissionen auftreten: Selbstbewusst und unbeirrbar wirkende Menschen gelten oftmals als aufdringlich. Schön – denken manche –, dass Menschen von einer Sache dermaßen überzeugt sind, dass sie so offen, ohne Hemmungen und Selbstzweifel über religiöse Fragen reden können! Aber sind es nicht mehr Rechthaberei oder gar Fanatismus, die wenige Menschen anzusprechen oder gar zu überzeugen vermögen? Keiner will sich so recht darauf einlassen; mit denen möchte kaum einer etwas zu tun haben. Das ist die eine Beobachtung: Mit Mission kann man nicht viel anfangen, weil sich im Kopf Vorbehalte anmelden und auch im Bauch bestimmte Abneigungen entwickeln, wenn das Wort ausgesprochen wird.

Es gibt auf der anderen Seite aber auch einen fast selbstver-

ständlichen Gebrauch des Wortes Mission. Ein Blick in das politische Alltagsgeschäft genügt, um dies bestätigt zu finden: Diplomaten haben unterschiedliche Missionen zu erfüllen, oder es ist von einer militärischen Mission im Nahen Osten, in Afghanistan ... die Rede. Es scheint ganz selbstverständlich zu sein, dass im politischen Umfeld von Mission gesprochen wird. Genauso ist in der Werbung von Mission die Rede. So warb vor einiger Zeit die französische Kosmetik-Firma Vichy für ein Produkt, das „Mission“ heißt. Es handelte sich bei „Mission“ um Dragées für eine reine Haut, genauer: für eine „von innen heraus strahlend reine Haut“. Oder im Supermarkt: Dort werden mittlerweile unter „Mission“ Ananas angeboten, die aus Kenia und den Philippinen kommen. Selbst für solche Produkte wird also der Ausdruck Mission benutzt. Sogar in Sportzeitungen konnte man dem Begriff Mission begegnen: Spielerisch gewiefte Fußballer aus Afrika oder Südamerika wurden plötzlich als „Fußballmissionare“ bezeichnet, die uns zeigen, wie man gut Fußball spielen kann. Andere

haben also – im Unterschied zu manchen Christinnen und Christen – offenbar keine Schwierigkeiten, das Wort Mission zu gebrauchen.

So ist heute – um weitere Beispiele zu nennen – auch in modernen Unternehmen von Mission die Rede. Das Wort Mission wird nämlich in der Betriebsphilosophie zahlreicher Unternehmen gebraucht, um deren Ziele klar zu benennen. Mit einem sog. „Mission Statement“ wird auf den Homepages von Firmen und Banken, aber auch von Universitäten der jeweilige Auftrag bzw. das Leitbild kurz benannt. Der Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG bietet einen Beratungsservice an und gibt regelmäßig die Zeitschrift „simplify your life“ heraus, mit dem Versprechen, einfacher und glücklicher zu leben. Zu einem aktiven Leben gehört demnach auch, Aktivitäten zu beenden bzw. das Entmanagen, was in drei Schritten erfolgt: 1. Process Redesign, 2. Innovation und 3. Mission Statement, d. h. die Feststellung unseres Auftrags. Auf Hochglanzprospekten unterschiedlicher Unternehmen und Institutionen ist von „our mission“ die Rede, zu der sie offenbar durch Beratungsagenturen und Organisationsentwicklung veranlasst werden, um den Unternehmenszweck mit ganz wenigen Worten zu definieren und dafür zu werben.

Woher stammt jedoch der Begriff Mission, der den einen „Kopfzerbrechen“ bereitet, während andere ihn gleichsam unbekümmert in ihrem Vokabular führen?

Mission – begriffsgeschichtliche Bemerkungen

Der Begriff Mission findet sich ursprünglich vor allem in der



In unserer Zeit, wo man „Mission“ lieber mit Wirtschaft und Kommerz assoziiert, bleibt die Kirche dennoch zeichhaft präsent. Wie hier der Turm des Ulmer Münsters, der über dem geschäftigen Treiben in der Fußgängerzone gen Himmel weist.

Trinitätstheologie, um die Sendung des Sohnes durch den Vater sowie die Sendung des Geistes durch den Sohn zu bezeichnen; dementsprechend ist hier von Sendungen (missiones) die Rede. Mission als terminus technicus zur Bezeichnung eines gezielten Einsatzes zur Ausbreitung des Glaubens, der bewussten Verkündigung des Evangeliums unter Nichtchristen kam erst im 16. Jahrhundert auf, und zwar bei den Jesuiten, in einer Zeit also, in der Europäer die für sie Neue Welt entdeckten und der Auf-

bruch in die Neue Welt erfolgte. Für den Jesuitenorden, der 1540 von Papst Paul III. bestätigt wurde, waren Mission und missionarischer Geist von Anfang an wesentlich. Der Gründer, Ignatius von Loyola, und seine ersten Gefährten verbanden Pilgerschaft und Mission zu einem einzigen Ideal. Die Idee einer ortsungebundenen und missionarisch ausgerichteten Pilgerschaft sollte auch die Grunddynamik des noch jungen Ordens bestimmen, und sie schlug sich in den Satzungen des Ordens nieder.

Die Jesuiten hatten neben den drei Ordensgelübden: Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit das Gelübde „de missionibus“, das Gelübde der „Mission“, abzulegen. Mit diesem Votum war gemeint, dass ein jedes Mitglied bereit sein musste, an einen von seinen Oberen zugewiesenen Ort gesandt zu werden, wobei diese Orte „Divisiones“ oder „Missiones“ hießen. Mission bedeutete für die Jesuiten, dass einer seinem Oberen verspricht, dorthin zu gehen, wohin er ihn schickt; den Auftrag wahrzunehmen, den man an einem zugewiesenen Ort zu erfüllen hat. Mission bedeutete dementsprechend sowohl den Akt der Sendung als auch den Auftrag, der zu erfüllen war. Mission bedeutete darüber hinaus auch den Ort, wo diese Arbeit verrichtet wurde. Ursprünglich hat Mission noch nichts mit außereuropäischen Gebieten zu tun. Mission ist zunächst im norddeutschen Raum angesiedelt. Die Jesuiten haben nämlich ihre Mitglieder in den norddeutschen Raum geschickt, damit sie unter den dem Luthertum ergebenen Katholiken oder den Abgefallenen den wahren Glauben verkünden sollten. Mission ist also ein Begriff, der erst spät aufkommen ist, obwohl die Sache, um die es dabei geht, die Verkündigung des Evangeliums unter allen Menschen, schon längst wahrgenommen wurde. Dafür wurden jedoch andere Begriffe benutzt.

Mission im Sinne des Hinausziehens, um das Evangelium zu verkünden, findet sich beim ersten großen Missionstheoretiker der Neuzeit. In dem aus dem Jahr 1588 stammenden missionswissenschaftlichen Grundlagenwerk von José de Acosta SJ (1540–1600) „De procuranda indorum salute“ fin-

det sich folgende Definition: „Unter Missionen verstehe ich jene Reisen und Pilgerschaften, die man unternimmt, um Stadt für Stadt das Wort Gottes zu verkünden“. Von 1589 an findet sich dieser Wortgebrauch von Mission

Kongregation im Jahre 1622 – seit 1967 heißt diese römische Behörde „Kongregation für die Evangelisierung der Völker“ – bekamen die Begriffe Mission und Missionar in der katholischen Kirche Heimatrecht, und damit ver-



Allen Völkern das Evangelium verkünden: Was sich die Jesuiten auf die Fahnen geschrieben haben, verfolgen auch die Päpste heute mit ihren Pastoralreisen.

auch außerhalb der Gesellschaft Jesu. Im Kreise der Jesuiten bezeichnete der Begriff Mission immer mehr die Arbeit der Evangeliumsverkündigung bei Ungläubigen und Häretikern. Seit der Gründung der Propaganda-

bundene Begriffe wie „Missionsgebiet“ oder „Missionsländer“ wurden gebräuchlich, wobei allerdings ein klares Kriterium fehlt, um das eine Gebiet als Missionsgebiet zu bezeichnen und ein anderes nicht.

In diesem Zusammenhang soll noch Folgendes in Erinnerung gerufen werden: Bereits in seiner Regel aus den Jahren 1210–1221 sprach Franziskus von Assisi von Mission, allerdings mit einem in die Augen springenden Unterschied zu jenem Begriff, wie er sich geschichtlich später durchgesetzt hat. Bei Franziskus ist nämlich nicht die Rede von „geschickt werden“, sondern vom „freiwilligen Gehen“ unter dem Antrieb des Heiligen Geistes. So formuliert die Regel 16 bzw. 12: „Drum sollen alle Brüder, die unter die Sarazenen oder andere Ungläubige gehen wollen, hinziehen mit Erlaubnis ihres Dieners und Knechtes. Der Diener aber gebe ihnen die Erlaubnis und widerrede nicht, wenn er sieht, sie sind für die Sendung geschickt; denn er wird dem Herrn zur Rechenschaft verpflichtet sein, falls er hierin oder in anderem unbesonnen vorgeht“ (16). „Alle Brüder, die auf göttliche Eingebung zu Sarazenen und anderen Ungläubigen gehen wollen, mögen die Erlaubnis dazu von ihren Landesdienern erbitten. Die Diener aber sollen die Erlaubnis einzig denen erteilen, die sie für die Sendung geeignet sehen“ (12).

Auch viele nichtchristliche Kreise benutzen übrigens den Begriff mit demselben Anspruch auf das Recht, ebenso wie das Christentum für die eigene Glaubenslehre und Lebenspraxis zu werben und neue Mitglieder gewinnen zu können.

Mission – weltweit

Mit dem Begriff Mission wurde innerhalb der katholischen Tradition bis zum 2. Vatikanischen Konzil (1962–1965) vorwiegend das Handeln europäischer Kirchen in überseeischen Gebieten,

in sog. Missionsländern, bezeichnet. Unter Missionen verstand man das Handeln einer Gruppe von Christen (Missionare und Missionarinnen), die im Auftrag und im Namen der Kirche in nichtchristlichen Ländern das Evangelium verkündeten mit dem Ziel, dort Menschen zum christlichen Glauben zu bekehren und Kirche einzupflanzen. Die dabei vorherrschende Perspektive auf nichtchristliche Länder führte allerdings dazu, die eigene Situation bei uns als „missionarische“ zu übersehen, weil von der Voraussetzung ausgegangen wurde, hier sei das Evangelium bereits verkündet und die Bekehrung zu ihm vollzogen. Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann sich aber diese Situation zu verändern, als man gewahr wurde, dass soziale Schichten und verschiedene Gebiete vom Christentum nicht erfasst worden waren oder sie sich von ihm (wieder) entfernt hatten. Der Begriff Mission wurde dann vereinzelt auch auf Länder angewandt, die bisher weitgehend von einer christlichen Tradition bestimmt waren. Am bekanntesten unter ihnen wurde Frankreich, von dem erstmals 1943 als Missionsland die Rede war, als H. Godin und Y. Daniel von „La France, pays de mission?“ sprachen. Auch Deutschland und Spanien waren jeweils als Missionsland bezeichnet worden. In diesem Zusammenhang wurde dann anstelle von pastoralem Handeln vermehrt von missionarischem Handeln gesprochen. Unter Missionen wurden jedoch weiterhin die Tätigkeiten der Christen in jenen Gebieten verstanden, in denen die Kirche noch nicht errichtet war, während Mission das Handeln der Kirche be-

zeichnete, das sich an die Fernstehenden und Nichtglaubenden richtete, auch wenn sich diese in einem mehrheitlich christlichen Land befanden.

Mit dem 2. Vatikanischen Konzil bahnte sich eine neue Entwicklung sowohl in der kirchlichen Selbstbestimmung als auch in der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Situation an, insofern nun Mission nicht mehr als ein Arbeitsfeld unter anderen von Kirche bestimmt wird, sondern das Wesen der Kirche als missionarisch erklärt: „Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch (d. h. als Gesandte unterwegs)“ (AG 2). Mission macht also den Grundcharakter von Kirche aus. Wenn dem aber so ist, so lässt sich nur noch schwer eine geografische Einfärbung des Missionsbegriffs aufrechterhalten: hier „christianisierte“ Gebiete und dort „Missionsgebiete“, weil sich eine jede (Orts-)Kirche in der Weltchristenheit als missionarisch zu betrachten hat, wobei das, was unter „missionarisch“ zu verstehen ist, näher zu bestimmen ist. Das war auch mit der Rede von „Mission in sechs Kontinenten“ intendiert, von der die Weltmissionskonferenz 1963 in Mexiko City sprach. Kurz: Der eigene Kontext wird als primärer Ort von Mission verstanden.

Wenn das, was Kirche von ihrem Auftrag, von ihrer Sendung (missio) her zu tun hat, sich jedoch nie in einer abstrakten „Welt“ vollzieht, sondern in einer Vielfalt von unterschiedlichen Kontexten, so zeigt sich dies dementsprechend auch in einem breiten Spektrum missionarischer Ausdrucksformen. Mission beschränkt sich dann auch nicht mehr auf Verkündigung des Evangeliums, Kirchenpflanzung,

Ausbreitung der Kirche, Bekehrung o. Ä., sondern diese umfasst die Gestaltung der „Welt“, was mit dem Begriff der „ganzheitlichen Befreiung“ oder mit „comprehensiveness“ zum Ausdruck gebracht wird.

Mission – in den Kirchen wiederentdeckt

Könnte es vielleicht an der Tatsache liegen, dass wegen Unkenntnis der historischen Herkunft und wegen des von der Geschichte unbelasteten Gebrauchs des Begriffs Mission, wie er nicht zuletzt im derzeitigen gesellschaftlichen und politischen Kontext feststellbar ist, auch die christlichen Kirchen ihn erneut öffentlich zu be-

nutzen wagen? Oder was steht hinter der Wiederentdeckung von Mission in den Großkirchen? Wollen sie sich die Rede von Mission nicht von anderen nehmen lassen, oder was veranlasst sie dazu, fast inflationär von Mission zu reden? Könnte es sein, dass die Rede von Mission heute

wieder hoffähig wurde, weil möglicherweise die ganze historische und theologische Belastung, die damit zusammenhängt, gleichsam „ausgeblendet“ wird?

War Mission vor allem im Zuge des Entkolonialisierungsprozesses in den 60er Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts ein Wort, das um der „political correctness“ willen tunlichst zu

vermeiden war, so änderte sich dies in den vergangenen Jahren – auch in den Kirchen. Im Geleitwort, das der damalige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, für das vor zehn Jahren erschienene Schreiben der Bischöfe „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ (26. November 2000) verfasste, heißt es: „Ein Grundwort kirchlichen Lebens kehrt zurück: Mission. Lange Zeit verdrängt, vielleicht sogar verdächtigt, oftmals verschwiegen, gewinnt es neu an Bedeutung.“ Welche Bedeutung damit genau gemeint ist, bleibt allerdings offen, denn es scheint, dass sich in diesem Dokument ein ambivalenter Umgang mit dem Wort Mission widerspiegelt – wie bereits einleitend kurz gesagt. Auffallend ist jedenfalls, dass sich in „Zeit zur Aussaat“ kein Wort über die Last der Geschichte findet, mit der die missionarische Tätigkeit der westlichen Kirchen verbunden bleibt, sondern diese wird – fast stillschweigend – ad acta gelegt: „In der Vergangenheit waren Worte wie ‚Mission‘ und ‚Evangelisierung‘ häufig negativ besetzt. Mit ihnen verband man Erfahrungen der Intoleranz und des aufdringlichen Bekehrungseifers.“ Auf eine nähere Bestimmung von Mission geht allerdings dieses Dokument nicht ein. Zwar wird Mission von „Indoktrination und Vereinnahmung“ abgehoben, und es ist darin auch viel von „missionarisch“ die Rede, aber eine positive Bestimmung von Mission findet sich (noch) nicht.

Auch in der evangelischen Kirche kam es zu einer Neuentdeckung der Mission. 1999 fand in Leipzig eine Synode statt, die als Schwerpunktthema „Reden von Gott in der Welt. Der missiona-

rische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend“ hatte. 2001 gab dann das Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland die Schrift „Das Evangelium unter die Leute bringen. Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land“ heraus, welche die Überlegungen der Leipziger Synode aufgriff. Die Sorge, welche hier zur Wiederentdeckung von Mission führte, wird in der Erklärung der Kundgebung deutlich ausgesprochen, dass nämlich eine Kirche, die den Anspruch aufgegeben hat, wachsen zu wollen, in der Substanz gefährdet sei. Dieselbe Sorge, dass bei uns immer weniger Menschen sich als Christen bekennen und der Kirche die Überzeugung fehlt, neue Christen gewinnen zu können, äußerte auch der Erfurter Bischof Joachim Wanke in seinem an „Zeit zur Aussaat“ beigefügten Brief „über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland“.

Von unserer kulturellen Wirklichkeit wird in dem vom Kirchenamt publizierten Dokument gesagt: „Die Kirche und die religiöse Praxis sind gegenüber früheren Zeiten im gesellschaftlichen wie im privaten Leben in den Hintergrund getreten. Die Rolle, die früher Kirche und Religion gespielt haben, ist durch eine Vielzahl anderer Träger besetzt. Für viele Menschen kommt Religion nur noch in Grenzsituationen und an den Knotenpunkten des Lebens in den Blick. Andere sind überzeugt, dass Religion in ihrem Leben überhaupt keine Rolle spielt. Religion wird kritisiert als Ablenkung von irdischen Gegebenheiten und Aufgaben, die Kirche gilt vielen als erstarrte bürokratische Organisation.“ Dass angesichts einer so diagnos-



Giancarlo Collet ist emeritierter Professor für Missionswissenschaft an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Münster.

tizierten Zeitbeschreibung christliche Kirchen für ihre Sache werben müssen, um keinen auch personellen Substanzverlust zu erleiden, ist daher mehr als verständlich. Dennoch bleibt der Problemhorizont binnenkirchlich und „wachstumsorientiert“, d. h. es geht vor allem darum, gegen den kirchlichen Mitgliederschwund aktiv, eben missionarisch, zu werden: Es ist Zeit zur Aussaat, das Evangelium ist unter die Leute zu bringen!

„Our Mission“ – „werbende Einladung zur wahren Freiheit“

Im September 2004 veröffentlichten die deutschen Bischöfe ein weiteres Dokument zum Thema Mission: „Allen Völkern Sein Heil. Die Mission der Weltkirche“. Dieses Dokument unterscheidet sich in mancherlei Hinsicht von demjenigen aus dem Jahr 2000. Während damals der Blick auf unsere Situation gerichtet war und das weltweite Christentum nur beiläufig Er-

wähnung fand, weitet das neue Dokument nun die Sicht auf die ganze Welt, ohne dass dabei die bundesrepublikanische Wirklichkeit aus den Augen verloren geht, denn auch unsere Ortskirche ist Teil der Weltkirche. Auch weiß das bischöfliche Schreiben um die historische Hypothek, um die Schattenseiten der Missionsgeschichte, mit der die westliche Missionsarbeit belastet ist; es bekennt die eigene Schuld, bereut und bittet um Vergebung. Vor allem findet sich in „Allen Völkern Sein Heil“ aber eine positive, inhaltliche Bestimmung von Mission, nämlich: „Das Evangelium vom Reich Gottes‘ (Lk 4,43) aller Welt zu verkünden, ist der Auftrag der Kirche.“ „Ziel dieser von Gott ausgehenden Mission ist die Verwirklichung des Reiches Gottes. Das hat die Kirche zu bezeugen, hierzulande und in der weiten Welt“ – so lautet das „Mission Statement“ von Kirche. Und Mission wird verstanden als „werbende Einladung zur wahren Freiheit in Christus und zu einer

Begegnung [...], die das Fremde und Andere respektiert und den Dialog sucht“.

„Weltmission heißt, Grenzen zu den Anderen hin zu überschreiten und ihnen in Respekt vor ihrer Andersheit das Evangelium so glaubwürdig zu bezeugen und zu verkünden, dass sie sich eingeladen wissen, Jesus nachzufolgen und sein Evangelium anzunehmen.“ Die Kirche darf sich in ihrer Mission weder heimlich von der Idee einer „Mitgliedergewinnung“ noch von der Angst um „Mitgliederverlust“ leiten lassen, sondern sie hat in Respekt vor der menschlichen Freiheit dankbar und freimütig das Evangelium vom Reich Gottes zu bezeugen. Denn es geht in dem Zeugnis des Wortes und des Lebens nicht um die Gewinnung Anderer, sondern um das Mitteilen des Evangeliums, damit sie selbst mit ihren *eigenen* Augen und Ohren, Herzen und Händen sich auf Gott einlassen und seinem unbedingten Ja trauen (vgl. 2 Kor 1,19ff). ■



Gesprächsoffen und gesprächsfähig sein – das ist die missionarische Herausforderung für die Kirche heute.

Bild: © Kai Jansen / PIXELIO, www.pixelio.de.

Missionarische Pastoral als Herausforderung der Moderne

Joachim Wanke

Am 15. Januar 2010 wurde in Erfurt die Arbeitsstelle für missionarische Pastoral eingeweiht. Im Folgenden dokumentieren wir Auszüge aus dem Eröffnungsvortrag des Erfurter Bischofs Dr. Joachim Wanke.

Vor allem hier im Osten Deutschlands drängt sich ins Bewusstsein, was freilich auch überall in Deutschland mehr und mehr zu spüren ist: Die Verkündigung der christlichen Botschaft muss sich heute dem weit verbreiteten Phänomen einer religiösen Indifferenz stellen. Es ist, als ob hierzulande, besonders natürlich hier in den östlichen Bundesländern, viele Zeitgenossen einen religiösen „Sprachverlust“ erlitten haben. Sie sind nicht mehr in der Lage, bestimmte menschliche Grunderfahrungen in religiösen Worten oder Zeichen auszudrücken. [...]

Ich spreche an dieser Stelle gleich einmal einen grundlegenden Einwand an, der von manchen gegenüber einer sich religiös verstehenden Existenz gemacht wird und der das Denken und Empfinden der Moderne durchzieht: Es ist der Verdacht, mit einem religiösen Glauben verliere der Mensch seine Autonomie, seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Religion, und eben auch christliche Religion – so lautet der Vorwurf –, sei ein Zustand der Fremdbestimmtheit, in der dem

Menschen das Recht auf schöpferische Selbstverwirklichung und moralische Autonomie genommen würde. Das ist der geheime Stachel, der viele auch nachdenkliche Menschen vom Glauben an Gott und an das Evangelium abhält. Darauf mag es manches zu antworten geben, von der Anthropologie her, die weiß, dass wir grundsätzlich dialogische und nicht monologische Wesen sind; von der Theologie her, die aufzeigen kann, dass Gottes Freiheit nicht als Konkurrenz, sondern nur als Ermöglichungsgrund der Freiheit des Menschen zu verstehen ist. Der Psalmist sagt: „In deinem Licht schauen wir das Licht!“ (Ps 36,10). Wer liest, denkt normalerweise nicht ans Auge.

Aber es geht bei der Frage einer Glaubensverkündigung unter heutigen Bedingungen letztlich nicht zuerst um ein Austauschen rationaler Argumente. Bei der Frage, ob es einen Gott gibt und vor allem: ob ich mich diesem Gott anvertrauen kann, geht es bekanntlich um Gründe, die allein das Herz kennt, wie Blaise Pascal sagen würde. Wem

kann man beweisen, dass Wasser trägt, wenn er nie den Sprung ins tiefe Wasser wagt? Wem kann man darlegen, dass Freundschaft, dass Partnerschaft nicht passiv macht, sondern im höchsten Maße aktiv, wenn nicht dem, der sich solchen personalen Bindungen selbst aussetzt? Wer einen anderen liebt, bleibt frei, auch wenn er sich als Liebender auf Verantwortung, auf Verpflichtungen einlässt, aber eben auf einer anderen, sein Leben weitenden Wirklichkeitsstufe.

Es gibt Bindungen, die freisetzen. Und zu ihnen gehört der christliche Gottesglaube. Solche Bindungen sind aber nicht andemonstrierbar. Sie müssen erprobt werden, um ihre innere Evidenz zu erweisen. Das ist ähnlich wie bei Bindungen an Werte: Wenn man von ihnen nicht ergriffen wird, sind Belehungsversuche mit der Zielrichtung ihrer Verinnerlichung meist aussichtslos. Was man aber tun kann, ist: Man kann solche Bindungen bezeugen, man kann von ihnen erzählen, man kann sie empfehlen („vorschlagen“ – proposer, wie der bekannte Brief der

französischen Bischöfe „Proposer la foi“ formuliert). Und genau das – bezeugen, erzählen, vorschlagen – sind die Felder, innerhalb derer sich eine missionarische Pastoral ereignen kann. [...] Die Aufgabe ist skizziert. Es braucht eine Kirche, die bereit ist, in gewandelter Zeit wieder neu „Missionskirche“ zu werden – wobei das in Bayern und im Rheinland anders aussehen wird als in Thüringen und Sachsen. Alles, was diesem Ziel dient, sollte in unseren Diözesen Vorrang haben. Darüber immer neu Verständigungen herbeizuführen, zwischen Amtsträgern und allen Gläubigen, zwischen Pfarrseelsorge und katholischer Verbandsarbeit, zwischen Theologie, Bildungsarbeit und karitativen Diensten – eben in der Breite derer, denen an einer Präsenz des Evangeliums hier in Deutschland auch in Zukunft gelegen ist, nicht zuletzt auch in ökumenischer Verständigung –, das ist alle Mühe wert. [...]

In dieser Grundoption einer missionarischen Pastoral ist freilich implizit eine weitere mitgegeben: Es braucht eine innere Annahme der Situation, in die Gott unsere Kirche mit ihrer Seelsorge hineinführt. Ich sage sofort dazu: Diese Annahme besagt nicht Angleichung oder gar Kapitulation vor dem Zeitgeist, was immer das auch sei. Wer anerkennt, dass wir in einer offenen, geistig pluralen Gesellschaft leben, anerkennt damit noch nicht den Pluralismus, den manche in dieser Gesellschaft bis hin zum Exzess der Vergleichgültigung jedweder Suche nach Wahrheit und Lebenssinn treiben. Ich meine vielmehr eine Bereitschaft, sich auf diese offene, liberale, aber auch fragende und suchende Gesellschaft einzulassen, auf die

Menschen, so wie sie heute sind, nicht wie sie nach unseren christlichen Vorstellungen sein sollten. Es braucht eine innere Empathie für Zeitgenossen, die tief in ihrem Herzen von den Herausforderungen der Moderne, etwa der ungeheuren Ausweitung unseres Wissens und unserer Fertigkeiten, fasziniert, aber auch verunsichert sind. [...] Die Lebensoptionen sind heutzutage so vielgestaltig und unterschiedlich geworden, das Herkommen der Einzelnen und die dahinter stehenden Traditionen so brüchig, dass Menschen bis in die Mitte unserer Gemeinden hinein die bisher

tragenden Selbstverständlichkeiten des Christlich-Katholischen anfragen und für sich neu begründen müssen. „Hier stehe ich – und ich könnte auch ganz anders!“ Das ist in Kurzfassung die Diagnose einer Befindlichkeit, die den Pluralismus und die Kontingenzerfahrungen der Gegenwart treffend kennzeichnet. Diese Situation anzunehmen, sich ihr zu stellen und in diesem nicht mehr vom christlichen Glauben dominierten Umfeld das Evangelium neu präsent zu machen, das ist die eigentliche Herausforderung, vor der wir als Kirche stehen.

Was hat das für Konsequenzen

Reges Interesse fand die Eröffnung der Arbeitsstelle am 15. Januar – nicht nur innerhalb der katholischen Kirche, sondern auch bei den Medien. Beim Festprogramm betonte Pater Dr. Hans Langendörfer, Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz: „Mit der erstmaligen Lokalisierung einer Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz in den neuen Bundesländern machen wir deutlich, dass die Kirche diese Realität der Diaspora aktiv annimmt.“ Die Kirche müsse sich in der Moderne verorten, so Langendörfer. „Sie muss auch Position beziehen zu den religionsproduktiven Kräften dieser Zeit. Sie muss ihre Botschaft kreativ und authentisch anbieten, will sie der Sendung ihres Herrn gerecht werden. Dieser Herausforderung stellt sich die Kirche in Deutschland.“

Im Anschluss segnete Bischof Wanke das Gebäude der Arbeitsstelle ein – begleitet von Sternsängern, die ja ebenfalls im Dienst der frohen Botschaft unterwegs sind.



zen für den Weg unserer Kirche? Ich nenne drei Aufgaben, denen sich unsere Kirche mit ihren derzeit immer noch beachtlichen quantitativen und qualitativen Ressourcen verstärkt stellen muss:

(1) Wir brauchen eine Vertiefung und „Verheutigung“ unserer Gottesverkündigung. Das ist zunächst eine intellektuelle Herausforderung, in der sich angesichts heutiger Welt- und Lebenserfahrungen der Menschen Theologie und Bildungsarbeit unserer Kirche bewähren müssen, aber auch eine Herausforderung für die öffentliche Verkündigung, für die Katechese und den Religionsunterricht. Es gilt, angesichts gegenwärtiger Infragestellungen des Glaubens verantwortet „Gott denken“ zu können, sonst droht die Gefahr, dass wir uns ins Sektenhafte verabschieden. Damit verbunden ist eine pastoral-praktische Herausforderung: Vermehrt werden in Zukunft „Wege erwachsenen Glaubens“ notwendig, die Einzelne und kleine Gruppen in eine mündige, auskunftswillige und auskunftsfähige Form des Christseins heute einweisen, bis hin zu einer Einübung dieses Christseins im modernen Lebensalltag mit seinen Fragen und Paradoxien. Die Pfarrgemeinden werden dabei ein wichtiger „Glaubensort“ bleiben, aber für zunehmend viele Menschen eben nicht der einzige. [...]

(2) Wichtige Orte kirchlich-missionarischer Präsenz werden auch künftig Diakonie-Orte sein. Unsere Kirche wird solche Räume brauchen, auch wenn die öffentliche Hand vieles nicht mehr so wie früher finanziell fördern kann. Weniger könnte dann auch mehr sein. Aber ohne solche Orte, an denen „das Sakrament des Bruders und der Schwester vor den

Kirchentüren gespendet wird“ (Hans Urs von Balthasar), kann Kirche nicht auskommen. [...]

(3) Und schließlich brauchen wir mittelfristig, gerade angesichts des derzeitigen Streites um das Erbe des letzten Konzils eine Vertiefung der theologischen, liturgischen und spirituellen Kompetenz – beim Klerus und beim Gottesvolk. Wenn es zum Wesensvollzug der Kirche gehört, dass sie feiert, was sie bekennt, und dass sie betet, was sie glaubt, wird das Grundwasser einer soliden liturgischen Frömmigkeit und spirituellen Bildung an Bedeutung gewinnen. [...] Der Katholik von morgen muss ein informierter Katholik sein – und er wird sich aus dem Grundwasser einer Frömmigkeit speisen müssen, die den heutigen Herausforderungen, ja Infragestellungen des christlichen Glaubens standhalten kann. Ich plädiere dafür, dass das Stichwort „gebildete Frömmigkeit“ wieder einen guten Klang in unserer Kirche erhält. [...]

In einer nichtchristlichen, von säkularer Ethik gespeisten Gesellschaft gilt es, stärker als in einer christentümlich geprägten Gesellschaft in der Verkündigung des Glaubens neue Wege zu gehen. Dabei geht es um ein Anbieten des Glaubens, das nicht „von oben“ her kommt, sondern das aus einer Haltung der Grundsympathie mit den Menschen jene Momente des Evangeliums zum Leuchten bringt, die den Menschen eine Identifizierung mit der christlichen Botschaft von innen her ermöglichen. Glaubensverkündigung und Seelsorge können ja nur „Hebammendienste“ im Blick auf das Gottesverhältnis der Menschen leisten, niemals den Glauben „produzieren“. Dieses Wissen verhindert zum einen die

vorschnelle Etikettierung und Abwertung von Menschen als rettungslos unreligiös. Sie beflügelt zum anderen den seelsorglichen Einfallsreichtum, unter Umständen auch neue Wege in der Verkündigung an Nichtchristen zu beschreiten. [...] Was mich für unsere Pastoral zuversichtlich stimmt: Es gibt eine wachsende Sehnsucht nach dem Heiligen in der Gesellschaft, auch wenn atheistische Gereiztheiten und Tendenzen zum Blasphemischen ebenso (vielleicht gerade deswegen?) zu registrieren sind. Die Präsenz des Religiösen in der Gesellschaft transformiert sich – aber das Religiöse verschwindet nicht. Auch wenn sich die Gestalt von Kirche und die Praxis ihrer Pastoral stark verändern werden, bin ich von der bleibenden Aktualität des Evangeliums, das die Kirche den Menschen jeder Zeit anbieten darf, überzeugt. Der christliche Glaube wird sich in Zukunft freilich stärker qualitativ präsentieren und weniger quantitativ. Auch heute gilt das Wort: „Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch nützt nichts“ (Joh 6,63). Es braucht in einer sich ins Subjektive und Beliebige weiter verlierenden Moderne eine Spiritualität, die dem einzelnen Christen Stehvermögen verleiht und ihm hilft, sich dennoch anderen Positionen gegenüber als dialogfähig zu erweisen. Die alte Selbstverständlichkeit gewinnt wieder neue Evidenz: Nur die Beter werden als Christen bestehen. Eine Kirche, die im Gottesgeheimnis fest verwurzelt ist, bleibt auch heute für die Menschen interessant. Dass dies so ist, darauf gründet meine Hoffnung – auch für unsere Kirche in Deutschland, die in eine neue Zeit hinein unterwegs ist. ■

Was mich als Christin bewegt

Daniela Engelhard

Missionarischer Pastoral geht es um den Glauben.

Doch: Was bedeutet Christinnen und Christen dieser Glaube?

In dieser Rubrik lassen wir ganz unterschiedliche Menschen zu Wort kommen.

Warum sind Sie Christin?

Weil die Botschaft von Jesus von Nazareth mich überzeugt, in meinem Leben trägt und herausfordert. Ich glaube an seine Zusage: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10).

Was ist Ihnen in Ihrem Glauben am wichtigsten?

Der christliche Glaube lädt ein zur Freundschaft mit Gott, zur Gemeinschaft mit vielen Glaubenden, und er führt in eine innere Freiheit („Ich nenne euch nicht mehr Knechte. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt“; Joh 15,15). Jesu Zuwendung zu den Menschen, besonders zu den Armen, Kranken und Ausgegrenzten ist mir ein wichtiger Orientierungspunkt im Leben. Dieser ist Impuls, in seinem Geiste da zu sein für andere und sich für eine menschlichere Welt einzusetzen. Schließlich schenkt mir der Glaube eine Hoffnung auf unzerstörbares Leben über alle Begrenztheit des irdischen Lebens hinaus.

Wie zeigt sich in Ihrem Alltag, dass Sie Christin sind?

Vielleicht am ehesten in Haltungen, die mir aus dem Glauben heraus wichtig geworden sind: Dankbarkeit; Achtsamkeit; Solidarität; Wertschätzung z. B. gegenüber den Menschen, mit denen ich beruflich zu tun habe. Bei Spannungen oder Konflikten in den alltäglichen Beziehungen setze ich mich für ein Klima des versöhnten Miteinanders ein. Mit meiner Familie zusammen versuche ich, einen im Alltag geerdeten Glauben zu leben.

Was möchten Sie der Kirche in der heutigen Situation sagen?

Ich halte es für notwendig, sich offen und ehrlich mit den tieferliegenden Themen der kirchlichen Vertrauenskrise auseinanderzusetzen: Wie gehen wir in der Kirche mit Macht um? Wo sind wir unglaubwürdig, weil unsere Botschaft und unser Handeln zu weit auseinander liegen? Wie kann Kirche mehr Nähe zur Lebenswirklichkeit der Menschen entwickeln? Dies sind nur einige Fragen, die zu bearbeiten sind, wenn Kirche wieder an Glaubwürdigkeit gewinnen will. Wichtig ist auch eine Besinnung auf die geistlichen Quellen und die positiven Kräfte, die uns in einem tiefgreifenden Prozess der Umkehr und Erneuerung unterstützen können.



Dr. Daniela Engelhard leitet das Seelsorgeamt des Bistums Osnabrück.

Segnungsgottesdienst am Valentinstag

Markus-Liborius Hermann

In der Rubrik „Das missionarische Projekt“ wollen wir regelmäßig Aktionen, Veranstaltungen, Initiativen etc. vorstellen, die für eine missionarische Pastoral beispielgebend sein können. Mit dem Segnungsgottesdienst zum Valentinstag wird das urmenschliche und zutiefst christliche Thema Liebe aufgegriffen.

St. Valentin, der Bischof von Terni, soll Verliebte trotz des Verbots durch den römischen Kaiser getraut und auch einer Schiffsbesatzung bei einem schweren Sturm den nötigen Mut zum Durchhalten gegeben haben. Zudem hat dieser Valentin der Sage nach den frisch verheirateten Paaren Blumen aus seinem Garten geschenkt. Die Ehen, die von ihm geschlossen wurden, haben der Überlieferung nach unter einem guten Stern gestanden. So ist er zum Patron der Liebenden und der Freundschaft geworden.

Der Heilige ist heute aber vor allem durch die Blumen- und Parfümhändler bekannt, die ihren kommerziellen Nutzen aus ihm zogen und ziehen. Der Ärger um diese einseitige Rezeption brachte den damaligen Erfurter Dompfarrer und heutigen Weihbischof Reinhard Hauke auf die Idee zu einem ökumenischen Segnungsgottesdienst „für alle, die partnerschaftlich unterwegs sind“, zu dem im Jahr 2000 zusammen mit der evangelischen Pastorin Bianka Piontek zum ersten Mal eingeladen wurde. Der Patron der Paare und befreundeten Menschen sollte zurück ins Bewusstsein kommen und damit die

christliche Botschaft, dass Gott alle Menschen liebt und sie diese Liebe erfahren lassen möchte: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm“ (1 Joh 4,16).

Eingeladen waren und sind Verheiratete und Unverheiratete, Paare und Freunde, Christen und Nichtchristen. Der offene Charakter der Einladung drückt sich schon in den verschiedenen Formulierungen aus: „für alle, die partnerschaftlich unterwegs sind“ (Erfurt), „für Liebende“ (Hildesheim, Wien) etc. Der Segnungsgottesdienst am Valentinstag ist ausgehend von Erfurt heute in Diasporabistümern und katholisch geprägten Regionen in Deutschland, Österreich und der Schweiz zu finden. So sind z. B. in Wien ausdrücklich auch Einzelpersonen, die von ihrem geliebten Partner örtlich oder durch Schicksal oder Tod getrennt sind, und die, die noch auf der Suche nach einem Partner sind, willkommen. Das Angebot für ein erneutes Bewusstwerden von Freundschaft, Liebe und Partnerschaft und deren Stärkung durch Gottes Segen hat viel Anklang gefunden, auch das Internet-Lexikon *Wikipedia* weist unter dem Stichwort

„Segnungsgottesdienst“ auf diese Feier hin.

Der Ablauf des meditativ geprägten Gottesdienstes unterscheidet sich zwar von Ort zu Ort, doch werden zumeist Impulse für Liebe und Partnerschaft geboten, die oft von einem Bild und/oder einem biblischen Text, aber auch von lyrischen und poetischen Texten ausgehen. Hinzu kommen oft Berichte von Paaren in unterschiedlichen Lebensaltern und Lebenssituationen über ihr Zusammenleben, mit allen Höhen und Tiefen. Ermutigung und Bereicherung für die eigene Beziehung können so alle bekommen, Senioren genauso wie frisch Verheiratete. Gerahmt ist der gesamte Gottesdienst meist von Musik. In Wien werden zudem 100.000 „Liebesbriefe von Gott“ von „Valentins-Boten“ in der ganzen Stadt verteilt, die zum Nachdenken über Gott einladen. Höhepunkt der Segnungsfeier selbst ist die Möglichkeit, sich segnen zu lassen. Dazu breiten die anwesenden Geistlichen die Hände über das Paar aus und bitten um Gottes Beistand und Schutz für die Partnerschaft, danach werden die Partner einzeln gesegnet. Bei gleichgeschlechtlichen Paaren, die zum Teil auch in

die Valentinstagsfeier kommen, werden die Partner einzeln gesegnet, um Missverständnisse zu vermeiden. Im Anschluss finden sich zum Teil noch Fürbitten. Ein Gebet bildet den Abschluss der Segnungsfeier.

Der Segnungsgottesdienst am Valentinstag ist aus vielen Gründen wert, als missionarischer Ort bezeichnet zu werden. Zunächst wird hier eine im katholischen Raum zu findende Fixierung auf wenige *Gottesdienstformen* aufgebrochen. Viele Christen fühlen sich vom traditionellen liturgischen Angebot nicht mehr angesprochen, obwohl es nach wie vor, vielleicht sogar noch stärker als früher, eine Sehnsucht nach spirituellen Erfahrungen und Ausdrucksformen gibt. Wenn diese Sehnsucht nicht durch kirchliche Angebote gestillt wird, geschieht dies eben an anderen, nichtkirchlichen Orten. Durch den Segnungsgottesdienst haben die beteiligten Kirchen, die ja eine hohe rituelle Kompetenz vorweisen können, „einen Bereich des Rituals zurückerobert beziehungsweise [...] ihn nun zusammen mit anderen“ besetzt (Benedikt Kranemann). Der Heiligengedenktage kann so in die kirchliche Tradition zurückgeführt werden. Hier wird auch deutlich, dass ein missionarischer Gottesdienst nicht allein „Nichtchristen“ ansprechen muss, sondern auch Christen, die ihren Glauben besser verstehen und auch feiern wollen. Hier wird das Evangelium Jesu Christi bezeugt und ist dabei an der konkreten „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ (GS 1) orientiert.

Ein zweites Moment ist von Bedeutung: Von Anfang an war die Segnungsfeier am Valentins-

tag ein *ökumenisches Projekt* und ist es auch in den meisten Fällen geblieben, so dass die entstandene Weite auch auf die ganze Ökumene ausstrahlt. Damit wird die Frage eines gemeinsamen christlichen Zeugnisses aufgeworfen, die sich in den verschiedenen Regionen zwar in verschiedener Weise und Dringlichkeit zu stellen scheint, aber eben doch dem Grundimpuls aller Ökumene nachgeht, die der Ökumenezyklika von Johannes Paul II. auch ihren Namen gegeben hat: „Sie sollen eins sein, damit die Welt glaubt“ (Joh 17,21). Kirche ist kein Selbstzweck, sondern „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1).

In den Segnungsgottesdiensten am Valentinstag wird göttlicher Segen konkret erfahrbar, aber auch, dass niemand ohne Zuspruch und Ermutigung leben kann. Liebe und freundschaftliche Beziehungen, ihre Größe, aber auch ihre Gefährdung und Zerbrechlichkeit sind niemandem fremd. Alle haben ihre Erfahrung gemacht, gute und we-

niger gute. Wenn nun an dieser Stelle erneut über die eigene Beziehung, die eigene Ehe nachgedacht wird und dies nicht allein geschieht, sondern in der Gemeinschaft mit anderen Paaren und eben mit dem die Liebenden begleitenden Gott, wird dieser Gottesdienst zu einem „Rendezvous der besonderen Art“ (Wien): Menschen kommen neu mit sich selbst, ihrem Partner und mit der Liebe Gottes in Berüh-



Bild: © Bistum Erfurt; Foto: Andreas Sturm.

rung. Dies ist ein wirklicher „Anknüpfungspunkt“ für den christlichen Glauben.

„Der Reichtum der Kirche sind ihre Menschen“

Eine empirische Untersuchung österreichischer Pfarrgemeinderäte

Tobias Kläden

Die Arbeitsstelle legt einen Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Beobachtung aktueller Erkenntnisse zu Kirche und Gesellschaft. Deswegen stellen wir in dieser Reihe empirische Studien und Untersuchungen vor.

Die Einrichtung von Pfarrgemeinderäten im deutschsprachigen Raum im Anschluss an das Zweite Vatikanum, vor allem dessen Dekret über das Laienapostolat, war ein wichtiger Schritt in der Entwicklung von der versorgten zur mit-sorgenden Gemeinde. Die im Auftrag Christi gründende Verantwortung der Laien ist ein Ausdruck des allgemeinen Priestertums der Gläubigen und zeigt sich besonders in der Aktivität dieses wichtigsten Seelsorge-Gremiums auf der Ebene der Gemeinde. Wer sind diese Menschen, die in den Pfarrgemeinderäten mitarbeiten, was ist ihre Motivation zur Mitarbeit, wie sehen sie die Arbeit im Pfarrgemeinderat, und wie sind sie mit ihr zufrieden?

Dazu wurden die etwa 35.000 aktuell in Österreich in den Pfarrgemeinderäten tätigen Männer und Frauen in einer groß angelegten Studie befragt. Unter Federführung des Wiener Pastoraltheologen Paul M. Zulehner und im Auftrag der österreichischen Bischofskonferenz wurden alle in österreichischen Pfarrgemeinderäten Tätigen um das Ausfüllen

eines umfangreichen Fragebogens im Internet gebeten; vorangegangen war eine qualitative Studie mit zwanzig explorativen Interviews. Mit fast 7.500 Fragebögen wurde ein sehr beachtlicher Rücklauf von durchschnittlich 21 % der Angeschriebenen erreicht.

Zwar liegt keine repräsentative Studie vor; Befragte im Alter von 40 bis 60 Jahren sowie solche mit höherem Bildungsabschluss sind (womöglich aufgrund der technischen Voraussetzungen der Internet-Befragung) überrepräsentiert. Die Geschlechterverteilung entspricht jedoch der Gesamtbevölkerung. Insgesamt kann man somit, auch aufgrund der hohen Rücklaufquote, trotz der fehlenden Repräsentativität dennoch von interessanten und aussagekräftigen Ergebnissen sprechen.

Die Durchführung und Auswertung der Studie durch den renommierten Empiriker Zulehner bürgt für deren methodische Qualität. Die Ergebnisse des ausführlichen Fragebogens wurden durch verschiedene statistische Verfahren aufbereitet und komprimiert, um eine übersichtlichere

Ergebnisdarstellung zu ermöglichen. Zu jedem Teil des Fragebogens werden nicht nur tabellarisch und grafisch die Ergebnisse der statistischen Berechnungen präsentiert, sondern auch Zitate aus den Volltext-Antworten im O-Ton gegeben, so dass auch individuelle Stimmen zu Wort kommen. Die Ergebnispräsentation erfolgt entlang der Reihenfolge des Fragebogens; eine fehlende Kapitelnummerierung macht den Überblick dabei etwas schwer. Insgesamt 21 Thesen fassen wichtige Ergebnisse zwischendurch und am Schluss noch einmal auf einen Blick zusammen.

Aus der Fülle der Ergebnisse seien einige Highlights ausgewählt. Zulehner beschreibt die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte als eine „gegenläufig“ kulturelle Elite, der er eine hohe gesellschaftliche Bedeutung zumisst: Sie neigen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung weniger zu Autoritarismus und angstbesetzter Selbstbezogenheit und tendieren mehr zu Solidarität im Makrobereich. In religiöser Hinsicht ist eine Mehrheit von ihnen geprägt durch Jenseitsoffenheit,

Verwurzelung im Gemeindegottesdienst, dem Wunsch nach entschlossenerer Umsetzung der Konzilsreformen und dem Leiden an aktuellen belastenden kirchlichen Ereignissen. In einer sozioreligiösen Typologie sind etwa ein Drittel durch Glaubenssicherheit und ein Drittel durch religiöse Skepsis geprägt; ein weiteres Drittel wird als Konzilsgeneration bezeichnet, die vor allem auf die entschlossenere Fortführung des Zweiten Vatikanums drängt und auch Glaubenszweifel kennt. Von einer religiösen Homogenität der Pfarrgemeinderatsmitglieder kann also nicht die Rede sein.

Über drei Viertel der Befragten bezeichnen die Suche nach Kandidatinnen und Kandidaten für den Pfarrgemeinderat als schwierig. Als Motive zur eigenen Mitarbeit werden der Einsatz für Gott oder den Glauben, ebenso der Einsatz für die konkrete Pfarrgemeinde (stärker als die Kirche insgesamt) genannt. Weitere wichtige Motivbündel sind der Wunsch nach Mitgestaltung und Mitentscheidung (besonders bei den Jüngeren), die Arbeit in einer Gemeinschaft bzw. einem Team, aber auch die Erwartung, für sich selbst zu profitieren.

Für etwa die Hälfte der Befragten ist der Pfarrgemeinderat vor allem ein Leitungsgremium, knapp 30 % sehen in ihm hauptsächlich ein Vertretungsgremium des Kirchenvolks und gut 20 % vor allem ein Arbeitsgremium. Ein Drittel wünscht eine starke Leitung durch den Pfarrer, ein Viertel möchte hingegen eine stärkere Eigenständigkeit; die größte Gruppe (45 %) äußert sich unzufrieden mit der faktischen Leitung.

Dennoch ist die globale Zufriedenheit mit der Arbeit im

Pfarrgemeinderat auf den ersten Blick sehr hoch (88 % sind zufrieden oder sehr zufrieden). Angesichts einer tendenziell „verschönend-verschönernden“ innerkirchlichen Sprachkultur und weiterer Einzelanalysen ist dieses Ergebnis jedoch mit Vorsicht zu betrachten, so Zulehner. Förderlich für die Zufriedenheit sind eine professionelle Arbeitskultur, die die Entfaltung der Fähigkeiten des Einzelnen erlaubt, und eine hohe Konfliktlösekompetenz der Leitung.

Im Blick auf die Zukunft ihrer Pfarrgemeinden zeigen die Befragten ein sehr differenziertes Bild: Eine kleine Gruppe von 15 % ist von einer bewegenden Vision oder Idee beflügelt; ein weiteres Drittel zeigt zumindest eine schwach positive Hoffnung. Ein knappes Viertel (24 %) ist moderat pessimistisch, und 22 % äußern sich gänzlich negativ.

Welche pastoralen Konsequenzen sind nun aus den Ergebnissen dieser Studie zu ziehen? Die Publikation selbst stellt nur einen Ergebnisbericht dar und enthält sich weitgehend der handlungsleitenden Interpretation. Zu fragen ist auch, inwiefern die (schon für Österreich nicht im strengen Sinne repräsentativen) Ergebnisse für den deutschsprachigen Raum insgesamt Aussagekraft haben, da sich die kirchliche Situation in Österreich nicht unbedingt auf andere deutschsprachige Gebiete übertragen lässt. Immerhin lässt sich vermuten, dass in Regionen, die ebenso noch vergleichsweise stark volklich-kirchlich geprägt sind, die Ergebnisse ähnlich ausfallen würden; in stärker entchristlichten Gebieten dürften die Verhältnisse jedoch vermutlich anders liegen.

Man wird wohl festhalten können, dass auch die Arbeit in

den Pfarrgemeinderäten zunehmend von Elementen des „neuen Ehrenamtes“ geprägt sein wird, also dem Wunsch, unter professionellen Rahmenbedingungen seine eigenen Charismen entfalten und die Arbeit in den Gemeinden mitgestalten zu können – und für den geleisteten Einsatz auch die entsprechende Anerkennung zu bekommen. Die grundsätzlich hohe Bereitschaft zur Mitarbeit entspringt dabei der Motivation, sowohl für andere, aber auch für sich selbst etwas zu tun – beides muss sich nicht ausschließen.

Bei aller Bedeutung der hoch motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Pfarrgemeinderäten – dem „Reichtum der Kirche“ – bleibt natürlich die Frage bestehen, wie die Kirche auf diejenigen zugehen kann, für die eine Mitarbeit überhaupt nicht im Blick ist und für die Glaube und Kirche gar keine Rolle spielen. Angesichts der sich hier stellenden Aufgaben könnte die Befassung mit den Pfarrgemeinderäten fast wie ein Luxusproblem erscheinen – doch das ist es gerade nicht: Denn im Umgang mit und in der Wertschätzung der Pfarrgemeinderäte werden grundlegende ekklesiologische Optionen deutlich, die ihre Bedeutung weit über die Engagierten in den Kerngemeinden hinaus haben.



Paul M. Zulehner / Wolfgang Müller / Balthasar Sieberer (Hrsg.), *Der Reichtum der Kirche sind ihre Menschen. Pfarrgemeinderäte beleben die Kirchengemeinden. Bericht über eine Umfrage.* Ostfildern: Schwabenverlag 2010. ISBN: 978-3-7966-1503-0. 303 Seiten, € 25,00.

Bergpredigt und Mission

Von einer missionarischen Rede, die so gar nicht missionierend daherkommt

Martin Hochholzer

Der matthäische Missionsbefehl – „macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ – wird schnell als Auftrag zur Missionierung im Sinne von Proselytenmacherei verstanden. Doch ein Blick auf die Bergpredigt im selben Evangelium lässt den Text in neuem Licht erscheinen.

Die Kirche darf sich in ihrer Mission weder heimlich von der Idee einer ‚Mitgliedergewinnung‘ noch von der Angst um ‚Mitgliederverlust‘ leiten lassen, sondern sie hat in Respekt vor der menschlichen Freiheit dankbar und freimütig das Evangelium vom Reich Gottes zu bezeugen“, schreibt Giancarlo Collet in seinem Aufsatz (vgl. S. 25 in diesem Heft). Doch dem scheint insbesondere der Schluss des Matthäusevangeliums zu widersprechen: „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe“ (Mt 28,18 f.; Hervorhebungen vom Autor).

Im Widerstreit der Konzepte und Sichtweisen von Mission erweitert ein Blick auf die Bergpredigt im selben Evangelium (Mt 5–7) die Perspektive. Dort spricht Jesus in der fünften Antithese die uns wohl sehr hart erscheinenden Worte: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Auge für Auge und Zahn für

Zahn. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin. Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann lass ihm auch den Mantel. Und wenn dich einer zwingen will, eine Meile mit ihm zu gehen, dann geh zwei mit ihm. Wer dich bittet, dem gib, und wer von dir borgen will, den weise nicht ab“ (Mt 5,38–42).

Man mag einwenden, dass diese Forderungen nicht wörtlich zu verstehen seien, da sie durch Überspitzung eine Grundhaltung verdeutlichen wollen, die Jesus von seinen Jüngerinnen und Jüngern verlangt. Trotzdem stellt sich die Frage nach der Begründung für solches Tun. Wem nützt es, welchen Sinn macht es?

Hier bleibt die fünfte Antithese seltsam stumm. Was die Forschung nicht davon abgehalten hat, die verschiedensten Erklärungsmodelle zu entwickeln: eine Überlebensstrategie der Machtlosen, die unter die Räder kämen, würden sie sich wehren; ein zeichenhafter Protest gegen die Gewalt; die heimliche Überle-

genheit dessen, der sich nicht wehrt, weil er über dem üblichen menschlichen Vergeltungsdenken steht; auf eigene Rache sollte man verzichten, weil man damit Gott in den Arm fiele, der das böse Tun einstmals vergelten wird; oder doch eine missionarische Strategie, weil der Übeltäter ins Nachdenken gerät, wenn das Opfer auf sein Tun ganz anders reagiert als erwartet? Strategien über Strategien!

Gerade wenn man als Exeget ganz genau hinschaut, nur auf die fünfte Antithese fokussiert, übersieht man leicht den eigentlichen Hintergrund dieser Weisungen (ich spreche da aus eigener Erfahrung!). Die Begründung für die Forderungen der fünften Antithese findet sich nämlich nicht in dieser Antithese, sondern im Kontext der ganzen Bergpredigt – und speziell in der folgenden sechsten Antithese, die den Gedanken des Vergeltungsverzichts mit der Feindesliebe weiterführt. Dort lesen wir: „Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet;



Im Regenbogen verbinden sich zwei „Lebenselixiere“: Regen und das Licht der Sonne. Und er ist das Zeichen an Noach dafür, dass Gott trotz allem zum Menschen steht (vgl. Gen 9,8–17).

denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5,43–45).

Sonne und Regen – das brauchen alle Menschen zum Leben. Und diese Lebensgrundlagen schenkt Gott allen Menschen in seiner Güte – ohne zu fragen, ob sie gut oder böse sind, ohne Bedingungen zu stellen. Hier liegt der ermöglichende Grund für die scheinbar unmöglichen Forderungen der fünften Antithese: Gottes Wesen als der liebende Vater, den uns Jesus verkündet und den auch wir nachahmen sollen, nachahmen dürfen: „Ihr sollt also vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist“ (Mt 5,48).

Das soll der Grund sein? Aber ja doch! In der Bergpredigt zeigt sich (ich weiß, das klingt jetzt etwas esoterisch) ein Lebens-, ein

Weltgesetz. Für den Glaubenden ist die Welt nicht ein grausamer Ort, wo letztendlich das Recht des Stärkeren herrscht, sondern ein Lebensraum, der von Gott getragen ist, der in Gottes Liebe seinen Ursprung nahm und weiterhin von ihr bestimmt ist. Nur so erklärt sich das unbegrenzte Vertrauen Jesu zum Vater, den er uns auch als unseren Vater vorstellt: ein Vater, der weiß, was der Mensch braucht, noch bevor der ihn darum bittet (vgl. Mt 6,8).

Und nur der, der glaubt, kann es in diesem Vertrauen wagen, auch anderen – selbst seinen Feinden – diese Güte, die von Gott stammt, weiterzuschicken.

Dass das nicht so einfach ist, ist für jeden ersichtlich, der mit offenen Augen durch die Welt geht und sieht, dass trotz 2000 Jahren Christentum immer noch vielerorts Not, Hunger, Bosheit

und Krieg herrschen. Freilich neben Hoffnung, Güte, Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe. Wahre Christen sind Optimisten!

Was hat das jetzt alles aber mit Mission und mit missionarischer Pastoral zu tun? Zweierlei.

Zum einen wird in der Bergpredigt deutlich, dass die Begegnung der Jünger Christi mit der Welt zuerst einmal absichtslos ist. Wenn Christen ihren Mitmenschen Liebe und Güte schenken, dann deshalb, weil sie sich die Güte Gottes zu eigen gemacht haben. Sie können einfach nicht anders. (Im Idealfall zumindest: Christen sind auch nur Menschen.)

Es ist also keine missionarische Strategie, die hinter Vergeltungsverzicht und Feindesliebe steckt. Von daher relativiert sich der Missionsauftrag am Ende des Matthäusevangeliums. Der Auftrag, Jünger zu gewinnen, ist damit nicht aufgehoben; doch essentiell für die Nachfolge Christi ist die bedingungslose und absichtslose Liebe.

Zum anderen: Wenn der matthäische Missionsauftrag auf die Lehre Jesu verweist („und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe“), dann eben auch auf die Bergpredigt, die dazu einlädt, sich auf die Güte Gottes einzulassen. Dieses Vertrauen auf Gott zu vermitteln, sollte erstes Anliegen aller missionarischen Bemühungen sein.

Freilich erhält der Auftrag, Jünger zu gewinnen, hier zugleich eine neue Begründung. Die Liebe Gottes und das tiefe Vertrauen, das wir in ihn haben dürfen, erschließen sich nämlich nur dem ganz, der in der Gemeinschaft Christi lebt.

Rezensionen

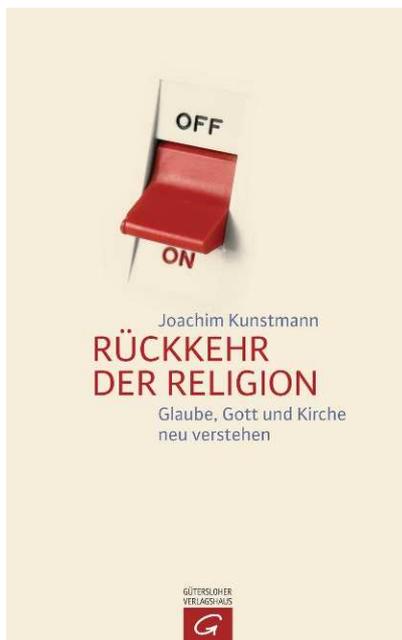
Joachim Kunstmann, Rückkehr der Religion. Glaube, Gott und Kirche neu verstehen. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2010. ISBN: 978-3-579-08036-9. 318 Seiten, € 24,95.

Joachim Kunstmann will, schenkt man der Grafik auf dem Buchdeckel Beachtung, den Schalter (der Religion?) von der Stellung „OFF“ nach „ON“ umlegen. Er fragt nach der Wahrnehmung und den Bedingungen von Religion in der Moderne. Das neue Interesse an Religion kennzeichnet er einerseits als Suche nach etwas Verlorengegangenem (11), als Bewusstsein ihres Fehlens. Andererseits schreibt er an vielen Stellen von einer notwendigen, klugen Religion, die dem modernen Menschen Lebens- und Sinnbedeutung biete. Die Kirche als religiöse Institution werde dringend gebraucht. Sein Rezept: Abschied von einer „alten“ Religion als normierter dogmatischer, institutionenorientierter und Hinwendung zu einem liberalen neuen Christentum. Dieses wird von ihm irgendwie an Jesus von Nazareth angebunden, kommt aber ein wenig pantheistisch und an vielen Stellen seltsam flach oder psychologisch aufgebauscht daher.

Der Autor beklagt, dass heute „die geistige Auseinandersetzung des Christentums mit der religiösen Entwicklung und mit den existentiellen Fragen der Menschen fast völlig zum Erliegen gekommen zu sein“ (13) scheint. Ausgiebig stellt er die Probleme

und das Bild von Kirche in der späten Moderne dar: „Das in den Kirchen sichtbare Christentum gilt nicht nur als rückständig und naiv, sondern auch als bevormundend, vor allem aber: als wenig hilfreich für öffentliche und private Belange“ (53).

Kunstmann votiert für eine Ausrichtung des Christentums an



den Lebenssituationen moderner Menschen. „Eine kluge christliche Religion wird Nöte, Autonomie, religiöses Denken und Suchen der Menschen vorbehaltlos ernst nehmen“ (223). Die Kirche „hätte heute wohl eine enorme Bedeutung als Platzhalterin einer ‚öffentlichen Kultur des Subjektiven‘ (Matthias Kroeger) [...]. Für die Grundwerte gelingenden Lebens

gibt es sonst aber keine Lobby“ (230). Die Kirche sieht Kunstmann als Forum für christlich-religiöse Erfahrung, Suche und Kommunikation. Dazu sei es entscheidend, dass das Christentum „den Grundfehler falscher Religion bei sich selbst suchen“ muss: „die Verwechslung des Texts mit der Offenbarung, des Botschafters mit der Botschaft, der Kirche mit dem Reich Gottes, des Sakraments mit dem Mysterium des Lebens, also: des Mediums mit dem Heiligen selbst“ (227). Kirche habe die vorrangige Aufgabe, „die religiös Suchenden [...] zu einer eigenen Religionspraxis anzuleiten“. Sie sei „eine Gemeinschaft von religiös Interessierten und Suchenden, die einen unersetzbar wertvollen Schatz an geronnenen Erfahrungen, Einsichten und Bildern des Lebens mit sich führt“ (237). Durch das gesamte Buch hindurch ist das Anliegen spürbar, Religion und Kirche in erneuerter Form gerade in moderner Zeit eine starke Bedeutung beizumessen, indem eine radikale Wendung zum Subjekt nahegelegt wird. So ist Kunstmann Recht zu geben, wenn er die Kontextualität des Christentums und seiner Botschaft mit den Erfahrungen der jeweiligen Gegenwart immer wieder vehement einfordert.

Als ein Problem der Lektüre stellt sich jedoch dar, dass Begriffe in eigenartiger semantischer Festlegung verwendet werden, was aber nie selbst zum Gegenstand der Reflexion gemacht wird. Was ist nach Kunstmann

die Definition von Religion, wenn sich „das Christentum nicht als einen Glauben, sondern als Religion“ begreifen muss (16)? „Zur Unterscheidung zwischen absolutistischen Wahrheitsbehauptungen, Aberglauben, Magie, falscher Vertröstung, Fanatismus, kurz: religiöser Ideologie auf der einen und einer klugen kritischen Religion auf der anderen Seite kann ein kluges Christentum gerade anleiten [...]“ (16). Der Begriff „Christentum“ ist bei ihm offenbar neutral, „Religion“ ist positiv, „Glaube“ ist negativ konnotiert. Kunstmanns Religionsbegriff verbleibt seltsam blass und konturenlos: „Staunen und die Fähigkeit, sich über ‚einfache‘ Dinge wie die bloße Existenz der Welt oder des eigenen Lebens zu freuen“ (22). Gänzlich utilitaristisch mutet schließlich als Legitimation an, dass „ein Leben ohne Religion [...] ein ärmeres, unbewussteres, sinnleeres Leben“ ist (23). „Religion ist keineswegs immer Gottesglaube, sondern zunächst ein Erschauern, in ihren reiferen Formen ein Erfasstwerden von der Heiligkeit und Unantastbarkeit des plötzlich gewahrten Lebens“ (25).

Es bleibt offen, welche Semantik der Begriff Kirche im Zusammenhang des Christentums für Kunstmann hat. Einerseits richtet er eine massive Anfrage an das institutionalisierte Christentum, gleichzeitig konzidiert er, dass ohne religiöse Institutionen religiöse Erfahrungen und Ideen schnell verblassen werden. Der Autor tut sich mit einer klaren Option schwer: Ist religiöse Institution nun schädlich oder nützlich? Kann überhaupt das Christentum institutionslos gedacht werden?

In solcher Gemengelage soll die Theologie Ordnung schaffen: „Klärung und Unterscheidung von wahrer (d. h. kluger und sinnvoller) und neurotischer Religion muss eine zentrale Aufgabe christlicher Theologie sein“. Theologie befindet sich bei Kunstmann gewissermaßen im luftleeren Raum außerhalb der Kontextualität von Schriftzeugnis als Offenbarung, dessen Überlieferung und Auslegung in Geschichte und Gegenwart sowie kirchlich-institutioneller Verkündigung. Sollte eine solche Theologie objektive (?) Kriterien für die Frage nach wahrer und falscher Religion bereitstellen können? Wenn Kunstmann eine „primäre Orientierung am Evangelium (statt an der paulinischen und augustinischen Theologie)“ (20) propagiert, nimmt er zum einen die gegenseitige Verwiesenheit von Schrift und Kirche in Produktion und Rezeption nicht wahr und schafft zum anderen unter Ausblendung hermeneutischer Basisüberlegungen einen Kanon im Kanon. Ähnlich theologisch problematisch ist seine Lösung, sich am geschichtlich-kirchlich bezeugten Christus vorbei an Jesus von Nazareth als dem Stifter des Christentums zu orientieren. Nach den Erkenntnissen der Leben-Jesu-Forschung und deren Kritik in der Nachfolge A. Schweitzers kann man den einen nicht gegen den anderen ausspielen. Wie kann an der Schrift und der Theologiegeschichte vorbei auf das „wahre“ Evangelium zugegriffen werden?

Wer sich innerlich über die genannten Defizite von Kunstmanns Beobachtungen und Beschreibungen hinwegsetzen kann, mag dieses Buch an vielen Stellen sehr anregend finden. Kunstmann kritisiert ja zu Recht Fehl-

formen, die Religion aus Machtinteresse missbrauchen. Durch eine spirituelle oder pastorale Lesebrille gelesen findet sich viel Konstruktiv-Kritisches und hält dem, der in das „traditionelle“ Gewand des Glaubens gehüllt ist, einen erfrischenden Spiegel vor. Das Buch stellt nicht nur die Frage, sondern ist selbst ein Zeugnis dafür, mit welchen Bedingungen sich Religion, Glaube und Kirche unter dem Primat von Individualisierung und Deinstitutionalisierung, unter dem Paradigma der Legitimation von Religion durch Erfahrung und Subjektautonomie in der späten Moderne auseinanderzusetzen haben. Die Frage nach den Formaten christlicher Vergemeinschaftung bleibt auf diesem Hintergrund weiterhin offen.

Hubertus Schönemann

Rainer Bucher, Theologie im Risiko der Gegenwart. Studien zur kenotischen Existenz der Pastoraltheologie zwischen Universität, Kirche und Gesellschaft (Praktische Theologie heute 105). Kohlhammer: Stuttgart 2010. ISBN: 978-3-17-021029-5. 272 Seiten, € 34,80.

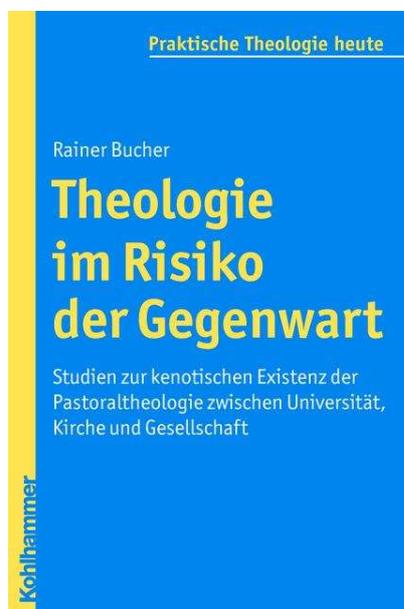
Der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher hat in diesem Buch Beiträge gesammelt, in denen er seit 1988 die Situation der Pastoraltheologie im katholischen Bereich im deutschsprachigen Raum analysiert; die Mehrzahl der Artikel stammt aus den vergangenen zehn Jahren. Hinzu kommen ein für diesen Band geschriebener Originalbeitrag und das Protokoll einer kollegialen Diskussion am Grazer Institut für Pastoraltheo-

logie und Pastoralpsychologie über die „Schwächen der Pastoraltheologie“.

In Buchers gewohnt provozierender, dabei rhetorisch gekonnter Manier streitet er gegen tatsächliche und vermeintliche Konsense in der Selbstbestimmung der Pastoraltheologie. So äußert er, gemeinsam etwa mit Herbert Haslinger oder Michael Hölzl, Kritik am vorherrschenden Paradigma der Pastoraltheologie als Handlungswissenschaft, das die sozialphilosophische Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas importiere. Bei allen zugestandenen Leistungen tendiere dieser Ansatz mit seiner Betonung des Theorie-Praxis-Problems dazu, „Praxis“ als einen Allgemeinbegriff zu verstehen und sich damit von den verschiedenen *Praktiken* im Plural wegzubewegen. Es bestehe dann die Gefahr, dass Brüche und Besonderheiten, Fragmentarität und Inhomogenität zu schnell überwunden oder domestiziert werden.

Noch deutlichere Kritik wird am Ansatz der „empirischen Theologie“ geübt. Diese sei geprägt durch eine Entgrenzung ihres Gegenstandes (nämlich: religiöse Praxis, statt bislang kirchliche oder gar nur klerikale Praxis) und eine Begrenzung ihrer Methode (nämlich auf die der empirischen Sozialwissenschaften). Die Gegenstands-entgrenzung sei aber zugleich eine problematische Begrenzung, denn sie verstelle den Kontrast zwischen kirchlichem „Innen“ und „Außen“: Das nicht-kirchliche „Außen“ werde nur aus der Perspektive des religiös bestimmten „Innen“ wahrgenommen. Damit bekäme die empirische Theologie die nicht-religiösen Zeichen der

Zeit, an denen sich der Glaube abzuarbeiten hätte, nicht in den Blick. Und die Methodenbegrenzung sei zugleich eine ebenso problematische Entgrenzung, da die empirische Methodik bereits für Theologie gehalten werde. Die empirische Theologie wird für Bucher damit faktisch ununterscheidbar zur Religions- oder gar Kirchensoziologie. (Trotz berechtigter Kritik scheint mir Bucher jedoch hier das Kind mit dem Bade auszuschütten, ohne dass



dies an dieser Stelle vertieft werden kann.)

Bucher selbst schlägt vor, Pastoraltheologie als „Kulturwissenschaft des Volkes Gottes“ zu betreiben. Damit meint er keinen emphatischen, überlegenen Kulturbegriff mit seinem Gewalt- und Unterdrückungspotenzial und will auch keinem bürgerlichen Kulturkatholizismus Vorschub leisten. Vielmehr soll ein „abgekühlter“ Kulturbegriff als kritischer Selbstbeobachtungsbegriff

dienen, der die Pluralität, Ambivalenz und Fremdheit aller möglichen Phänomene der Gegenwart als Zeichen der Zeit wahrnimmt. Dies konvergiert für Bucher mit dem Pastoralbegriff des II. Vatikanums, welcher „die handlungsbezogene, kreative Konfrontation individueller und kollektiver Existenz mit dem Evangelium in Wort und Tat meint“ (194); Pastoraltheologie als Anwältin dieser Konfrontation auf wissenschaftlicher Ebene zeichne sich gegenüber anderen theologischen Disziplinen gerade durch ihre konstitutive, aber eben auch prekäre Gegenwärtigkeit aus.

Verdichtet wird Buchers Ansatz in der Rede von der kenotischen, also selbstentäußernden Struktur der Pastoraltheologie. Er plädiert dafür, die (bislang allerdings kaum rezipierte) kenotische Wende in der katholischen Ekklesiologie, die sich in der Pastoral-konstitution des II. Vatikanums ausdrückt, auf die Pastoraltheologie selbst anzuwenden. Pastoral – also das Verhältnis der Kirche zur Welt und zu den Menschen von heute – habe sich ebenso wie die Pastoraltheologie jeder Souveränitäts- und Herrschaftsperspektive zu enthalten, sich vielmehr zu begeben in den „Prozess des risikoreichen Sich-Entäußerns hinein in den gefährlichen Raum der Geschichte, des Konkreten, des Politischen auch, und damit hinein in die Unüberschaubarkeiten und Unübersichtlichkeiten aller menschlichen Prozesse, die sich grundsätzlich jeder souveränen Beherrschung entziehen“ (211). Pastoraltheologie soll sich, so Bucher, allen ihren klassischen Bezugssystemen gegenüber (Kirche, Wissenschaft und Staat/Gesellschaft/Kultur) kenotisch, also selbstrelativierend verhalten. Als

kirchliche Wissenschaft erhalte die Pastoraltheologie das kenotische Prinzip von der Kirche selbst; es drücke sich in der anti-institutionalistischen Erkenntnis aus, dass „die Kirche kein Selbstzweck, sondern Dienerin einer Botschaft ist“, und in der anti-exklusivistischen Erkenntnis, dass „Kirche als Volk Gottes Teil der Menschheit und so in sie ‚eingefügt‘ ist“ (219). Die Kirche begeben sich in der kenotischen Perspektive von *Gaudium et spes* „aus der absolutistischen Position uneinhol- und unberührbarer Singularität und Entrückung in die Position [...] einer Heilsbezüglichkeit [...], die grundsätzlich vor nichts Angst hat und keine Solidaritätseinschränkungen akzeptiert“ (210).

Buchers Buch bietet – trotz einiger unvermeidlicher Redundanzen – einen sehr anregenden und herausfordernden Ansatz von Pastoraltheologie an, dessen Relevanz nicht nur für die universitäre Pastoraltheologie gilt, sondern selbstverständlich auch für andere Orte der diskursiven Reflexion der Pastoral. Auch und gerade eine missionarische Pastoral wird sich von dem Konzept einer kenotischen Struktur nicht unbeeindruckt zeigen und Konvergenzen finden zwischen dem kenotischen Pastoralbegriff des Konzils und dem Missionsbegriff, der einen Wesenzug von Kirche markiert.

Tobias Kläden

Rauf Ceylan, Die Prediger des Islam. Imame – wer sie sind und was sie wirklich wollen. Freiburg – Basel – Wien: Herder 2010. ISBN: 978-3-451-30277-0. 191 Seiten, € 12,95.

Wer sich mit missionarischer Pastoral beschäftigt, sollte zumindest gelegentlich auch einen Blick auf die Verkündiger in anderen religiösen und weltanschaulichen Gemeinschaften werfen. Eine lohnende Lektüre ist hierzu das Werk von Rauf Ceylan.

Das von Expertenseite bereits positiv gewürdigte Buch erscheint auf den ersten Blick nicht wie die wegweisende wissenschaftliche Forschungsarbeit, die es ist. Fußnoten sucht man vergeblich, Zahlenangaben sind Mangelware. Dafür bietet Ceylan einen anderen Zugang in die terra incognita dessen, was die Imame in Deutschland denken: den der persönlichen Begegnung. Es ist das direkte Gespräch mit den Forschungsobjekten, die eigene Erfahrung, der Blick von innen heraus. Gelegentlich hat man zwar den Eindruck, dass Ceylan die anderen muslimischen Gruppen in Deutschland im Vergleich zu den türkischstämmigen Muslimen etwas vernachlässigt. Doch stellen diese mit etwa zwei Dritteln den Löwenanteil der Muslime in Deutschland, und ohne Ceylans eigenen Hintergrund als Deutsch-Kurde (und ohne seinen Mut, auch auf neo-salafitische Muslime zuzugehen) hätte eine solche Studie gar nicht entstehen können.

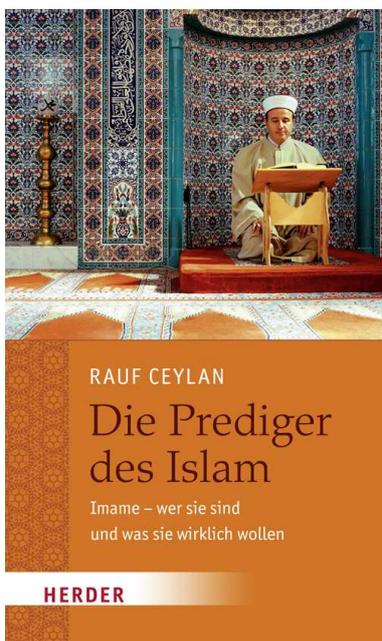
Ceylan erklärt zuerst einmal, was ein Imam (türkisch auch Hodscha) überhaupt ist: im Kern derjenige, der die Gottesdienste in den Moscheen leitet. Darüber hinaus sind Imame „die theologische Instanz und stellen wichtige gesellschaftliche sowie politische Multiplikatoren dar. In vielen islamischen Gebieten dieser Erde genießen sie meist mehr Autorität und Vertrauen als staatliche In-

stitutionen“ (17). Das gilt auch für Deutschland, weswegen Ceylan in seinem Buch die außerordentlich große Bedeutung der deutschen Imame für die Integration von Muslimen betont. Imame werden in Deutschland vielfältig in Anspruch genommen: für die religiöse Erziehung der Kinder, als Gesprächspartner, als Seelsorger, als Lebens- und Eheberater etc. Gerade auch die Predigten beim Freitagsgebet böten die Chance, soziale Fragen, die Muslime in Deutschland bewegen, anzusprechen. Dass Ceylan aber den von ihm gehörten Predigten die Durchschnittsnote mangelhaft gibt (32), zeigt schon, dass viele Predigten an der bundesrepublikanischen Wirklichkeit weit vorbeigehen – auch, weil die Predigtthemen teilweise von ausländischen Stellen vorgegeben werden.

Ceylan bildet auf der Grundlage seiner Interviews vier Typen von Imamen:

- Die „traditionell-konservativen Imame“ – häufig vom (durch die türkische Regierung gelenkten) Moscheen-Dachverband DITIB geschickte Männer ohne ausreichende Kenntnisse deutscher Sprache und Kultur – sind oftmals überfordert mit den Bedingungen und Anforderungen, die sie in Deutschland antreffen. „Sie sind der dogmatischen und liturgischen Tradition verbunden. Autoritätsgläubigkeit, Gehorsam, Gottesfurcht bei religiöser Toleranz und Patriotismus sind wichtige Werte, die sie vertreten“ (51). Während Imame in der Türkei v. a. Vorbeter sind, müssen sie hier plötzlich vielfältige soziale Aufgaben wahrnehmen und sind

außerdem mit Gläubigen konfrontiert, die kulturell, sprachlich und sozial in einer ganz anderen Welt leben, die sie in den oft nur wenigen Jahren ihres Aufenthalts kaum kennenlernen können. Das ist insofern fatal, da diese Gruppe etwa drei Viertel aller Imame ausmacht.



- Die „traditionell-defensiven Imame“ vertreten einen unaufgeklärt-antiintellektuellen Islam, in dem traditionelle Volksfrömmigkeit eine wichtige Rolle spielt. Ihr Weltbild ist apokalyptisch geprägt, da sie überall moralischen Verfall sehen; dementsprechend wenden sie sich gegen eine „Verdeutschung“ der Muslime. Mit magischen Praktiken treten sie auch als Heiler und Exorzisten in Erscheinung.

- „Der Typus des intellektuell-offensiven Imams (über 15 Prozent aller Imame) ist sehr progressiv. Er zeichnet sich durch einen intellektuellen, rationalen Zugang zum Islam und durch eine offensiv-kritische Auseinandersetzung mit der islamischen Tradition aus“ (110). Diese Imame bemühen sich auch, den muslimischen Jugendlichen bei der Integration in die deutsche Gesellschaft zu helfen.
- Schließlich der Typus der „neo-salafitischen Imame“, die nach einem von späteren Auslegungen und Gebräuchen unverfälschten Urislam streben und so als Fundamentalisten und Extremisten allem in ihren Augen Islamfeindlichen den Kampf angesagt haben. Häufig haben sie sich ihre theologischen Kenntnisse autodidaktisch erworben und unterhalten Kontakte auch zu gewaltbereiten Gruppierungen.

Der Leser erfährt nicht nur viel über die Imame und hört in längeren Zitaten diese selbst sprechen, sondern erfährt zudem auch einiges über die Geschichte der Muslime in Deutschland und die derzeitigen Tendenzen und die kulturell-soziale Situation in der türkischen Community in Deutschland. Ceylan zeichnet ein erfrischend differenziertes Bild, das auch zeigt, wo etwa staatliches Handeln gefragt ist. Sein Fazit aus seiner Untersuchung ist die Forderung nach einer Imamausbildung an deutschen Universitäten.

Martin Hochholzer

Bernd Trocholepczy / Jürgen Pelzer / Dietmar Heeg, „Kirchliche Sinnangebote im Web 2.0“. Studie der Akademie Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge. O. O. 2009. Online-Publikation: <http://kurzlink.de/web20studie> oder über Slideshare: <http://kurzlink.de/web20studie2> (Download nach Anmeldung möglich).

Als 2003 erstmals der Begriff „Web 2.0“ fiel, waren mit Ausnahme der Wikipedia die heute führenden Angebote des „sozialen“ oder „Mitmach-Web“ noch gar nicht erfunden, und außerhalb der Internetavantgarde konnte sich kaum jemand vorstellen, was gemeint sein könnte. Seit 2005 haben jedoch Facebook, Twitter und Konsorten das Netz revolutioniert und die gerade erst mühsam erbrachte Pionierleistung im Bereich der kirchlichen Nutzung des Internets zwar nicht obsolet, doch ergänzungsbedürftig gemacht. Wie bei der Weiterentwicklung von Softwareprogrammen, auf die die „Versionsangabe“ 2.0 anspielt, werden die alten Funktionen keineswegs abgeschafft, aber durch weitere ergänzt, deren Nutzung der Anwender erst neu erlernen muss.

Es gebührt daher der am Lehrstuhl für Religionspädagogik und Mediendidaktik der Goethe-Universität in Frankfurt am Main entstandenen Untersuchung zu „Kirchlichen Sinnangeboten im Web 2.0“ das Verdienst, nach einer ersten Phase des spontanen Experimentierens mit kirchlicher Nutzung der sozialen Medien – dieser Begriff wird dem des Web 2.0 inzwischen häufig vorgezogen – einen Zwischenstand erhoben und eine Bresche in das seiner Natur nach unübersichtliche Feld des Web 2.0 geschlagen zu haben. Hierfür wur-

den über einen in einschlägigen Angeboten beworbenen Internetfragebogen 700 Nutzer religiöser Angebote sowie in Einzelinterviews hinter solchen Angeboten stehende Personen befragt. Da es sich um eine explorative Pilotstudie handelt, sind die Ergebnisse nicht repräsentativ. Sie zeigen jedoch ein erstes Stimmungsbild, auf dem weitere Studien aufbauen können.

Von großem Nutzen ist die Vorstellung der wesentlichen Erkenntnisse bereits auf den ersten zehn Seiten. Es zeigte sich etwa, dass die Kommunikation über das Internet als Ergänzung, nicht aber als Ersatz von direkter Kommunikation gesehen und genutzt wird. Zudem sei Internetkommunikation nicht auf Massenkommunikation und „Quote“ beschränkt, was starke Kommunikation zu selbst gesetzten Themen ermögliche. Die Wünsche der Nutzer an die kirchliche Nutzung des Internets tendieren eher in die andere Richtung: mehr Multimedialität, aber nicht unbedingt mehr Interaktivität; mehr kirchliche Präsenz in Form von Personen, aber nicht in Form von Institutionen; mehr Interesse an objektiven Informationen wie Veranstaltungsterminen, Bibeltexten und Grundinformationen zum Glauben, weniger an vertiefter Glaubenskommunikation. Bezieht man jedoch mit ein, dass nach einem groben Erfahrungswert auch im Web 2.0 nur etwa 10 % der Nutzer für fast die gesamte Dynamik verantwortlich zeichnen, ist das Interesse von immerhin knapp einem Drittel der Befragten an intensiver Kommunikation durchaus beachtenswert.

Im Hauptteil der Studie werden die einzelnen Dienste im Web 2.0 vorgestellt und ihre (mögliche) kirchliche Nutzung

untersucht (Videocommunitys [10–28], soziale Netzwerke [29–57], Blogs [58–67], Second Life [68], Twitter [69–71] und Social Bookmarking [72–74]). Dabei fällt am deutlichsten auf, dass soziale Netzwerke trotz des prinzipiell geographisch schrankenlosen Internets regional spezifisch genutzt werden. Ebenfalls auffällig ist, dass insgesamt nur 44 % der Befragten Mitglied in mindestens einer religiösen Gruppe in einem Netzwerk sind, aber 76 % der 15- bis 25-jährigen. Weiter stellt die Studie in den jeweiligen Diensten unterschiedlichste kirchliche Aktivitäten exemplarisch vor. Deren Betreiber – sowohl Hauptamtliche als auch privat Engagierte – geben dabei Auskunft über ihre konkreten Erfahrungen. Vor allem die einfache Einrichtung und Bedienbarkeit von Web-2.0-Angeboten und die dadurch mögliche Konzentration auf die Inhalte zieht sich dabei wie ein roter Faden durch die Interviews.

Abgerundet wird das Ganze mit einem Fazit zu den Besonderheiten der Kommunikation im Internet an sich (75–78). Während einige wenige Angebote (seien es die Netzwerke selbst, die Videokanäle und Blogs einerseits oder einzelne Gruppen, Einzelvideos oder Blogeinträge innerhalb der Vorgenannten andererseits) sehr große Aufrufzahlen verzeichnen können, aber eher der Massenkommunikation mit sehr schwachem Rückkanal ähneln, weisen die meisten Angebote zwar nur schwache, aber beständige Aufrufzahlen aus, die zu einer sehr viel stärkeren Kommunikation und Vernetzung unter den Nutzern führen, so dass die Kommunikation der Nutzer untereinander sogar den eigentlichen Wert dieser Angebote darstellen kann.

Deutliche Schwächen weist das Werk in seiner formalen Gestaltung auf. Es ist als Bildschirmpräsentation konzipiert, dafür jedoch zu textlastig. Die Seitenzählung wird nur durch das Betrachtungsprogramm bereitgestellt und geht bei einem Ausdruck verloren. Die Gliederung ist weder durch Nummerierung noch durch typographische Auszeichnung kenntlich gemacht, und auch ein Inhaltsverzeichnis (und sei es nur mit Hilfe von PDF-Tags durch das Betrachtungsprogramm generiert) sucht man vergebens. Hier hätte mit wenig Aufwand eine leichtere Orientierung im Gesamtdokument ermöglicht werden können.

Diese Mängel mindern den Wert und die Verständlichkeit der Studie jedoch kaum. Insbesondere die kompakte Vorstellung der wesentlichen Erkenntnisse am Anfang macht sie zu einer gut nutzbaren ersten Anlaufstelle für die Planung kirchlicher Aktivitäten im Web 2.0. Wer bisher keine Vorstellung vom Inhalt des Schlagwortes hatte, bekommt eine knappe theoretische Einführung sowie über die Vorstellung der verschiedenen Dienste und Plattformen auch einen praxisrelevanten Überblick über Kernangebote des Web 2.0. Begrenzt ist die Studie zwangsläufig durch ihre Pilotfunktion und durch die schnelle Entwicklung im Internet, durch die eine über ein Jahr alte Untersuchung bereits überholt sein kann. Doch werden zentrale Ergebnisse durch neuere Publikationen wie den „MDG-Trendmonitor 2010 Religiöse Kommunikation“ eher noch untermauert, so dass sich die Lektüre dieser Untersuchung nach wie vor lohnt.

Sebastian Berndt

Die Herausforderung einer missionarischen Pastoral

Ein Tagungsbericht

Markus-Liborius Hermann

Die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) und das Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken veranstalteten vom 6. bis 8. September 2010 eine Tagung über die „Herausforderung einer missionarischen Pastoral“ in Erfurt. „Missionarische Pastoral ist nicht ein Thema der Pastoral unter vielen, sondern ein *Querschnittsthema*. Es beschäftigt sich mit der Art und Weise, wie die Kirche das Evangelium in der modernen Gesellschaft lebt und verkündigt“, so Dr. Hubertus Schönemann, Leiter der KAMP. Dabei geht es nicht primär um „Mitgliedergewinnung“, sondern um ein Bezeugen des Evangeliums. Daher ist missionarische Pastoral eine zentrale Zukunftsaufgabe, die alle Glieder der Kirche angeht, also Laien und Kleriker.

Für das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz gab Dr. Thomas Roddey, Leiter des Bereichs Pastoral, seiner Freude über die zahlreiche Teilnahme Ausdruck. Er ermutigte die Teilnehmer, Schritte in Richtung einer evangelisierenden Kirche zu gehen. Im weiteren Verlauf gab Prof. Dr. Josef Freitag, Universität Erfurt, Auskunft über die „Wandlungen im Kirchenverständnis unter besonderer Berücksichtigung der tatsächlichen und möglichen missionarischen Rolle der Laien“. Die Differenz zwischen Ordinierten und Laien wirft die

Frage auf, wie die einen und die anderen zu Zeugen werden. Freitag, der in seinem Vortrag der inneren Struktur der dogmatischen Konstitution *Lumen gentium* folgte, verdeutlichte, dass jeder Mensch ein potentieller Träger des Heiligen Geistes und jeder Getaufte ein Zeuge Christi ist. Die Konzilsaussagen lassen dabei keinen Vorrang zwischen Episkopat und Laien erkennen. Vielmehr wird dort die allgemeine Berufung zur Heiligkeit betont, die zur Gemeinschaft mit Gott führt. So betrifft die missionarische Wirklichkeit alle Glieder der Kirche, da an allen Gliedern Christsein abgelesen werden kann. Da Laien beim Aufbauen von Gemeinschaft oft an erster Stelle stehen, sind sie *de facto* meistens auch die ersten Zeugen des Glaubens. Als Beispiel führte Freitag Eltern und Paten an. Christsein ist dort missionarisch, wo die gelebte Gemeinschaft überzeugt und spürbar wird, dass das Volk Gottes für die Menschen da ist. Dieses Zeugnis aber ist ein Dienst, der nur im Miteinander geschehen kann.

PD Dr. Burkhard Neumann vom Johann-Adam-Möhler-Institut, Paderborn, ging in seinem Vortrag „Ökumenische Überlegungen im Blick auf eine missionarische Pastoral“ den Möglichkeiten, Herausforderungen und Konkretionen eines ge-

meinsamen christlichen Zeugnisses nach. Dabei sprach sich Neumann für eine stärkere Zusammenarbeit der Kirchen bei seelsorglichen Aufgaben aus. Auch über Möglichkeiten der „ökumenischen Stellvertretung“ müsse nachgedacht werden. Kirchengemeinden könnten auch für Gemeinden einer anderen Konfession seelsorgliche Aufgaben übernehmen. Dies müsste aber mit einem Verzicht auf das „Abwerben“ von Christen aus anderen Kirchen verbunden sein. Zunehmende Schwierigkeiten bereiten auf diesem Weg allerdings unterschiedliche Bewertungen ethischer Fragen, besonders in der Sexual- und Bioethik. Ermutigend wirken jedoch erfolgreiche ökumenische Kooperationen, wie beispielsweise beim Religionsunterricht oder in der Gefängnis- und Krankenhauseelsorge. Solche Kooperationen könnten auch im Bereich der Verkündigung, der Evangelisation oder Katechese zukunfts-trächtig sein.

Eine Einführung und kritische Analyse des von dem lutherischen Theologen Christian A. Schwarz entwickelten Modells der „Natürlichen Gemeindeentwicklung“ (www.nge-deutschland.de) gab Prof. Dr. Maria Widl, Universität Erfurt, unter der Überschrift „Aus der Not eine wirkliche Tugend machen – Lebendige Gemeinden wachsen“.

Schwarz stellt in seinem Konzept die Beobachtung in den Mittelpunkt, dass alles Lebendige auf Wachstum angelegt ist und demnach auch lebendige Gemeinden wachsen. Seine Analyse ergab, dass acht Qualitätskriterien ausschlaggebend dafür sind, dass und ob Gemeinden wachsen, nämlich bevollmächtigende Leitung, gabenorientierte Mitarbeiterschaft, leidenschaftliche Spiritualität, zweckmäßige Strukturen, inspirierende Gottesdienste, ganzheitliche Kleingruppen, bedürfnisorientierte Evangelisation und liebevolle Beziehungen. So könnte für Widl die Ortskirche der Zukunft „ein Netzwerk solcher lebendiger Gemeinden“ sein. In ihrem Beitrag wurden auch Bedenken angesichts der kirchlichen Realität benannt, wie z. B. Gemeinden, die nicht wachsen, Priester, die nicht noch etwas Zusätzliches anfangen, und Gläubige, die in die Gemeinde nicht mehr Zeit und Kraft einbringen wollen. Widl beschrieb abschließend die „Förderung von Gemeinde-Gründungen, die als Gruppe mit allen Kirchenmerkmalen beginnen“, als eine realistische Perspektive.

Bei verschiedenen Workshops zu den Themen „Christ werden“ und „Christ bleiben“ wurden zahlreiche bereits gemachte Erfahrungen mit missionarischen Projekten und Initiativen unter den Teilnehmenden ausgetauscht, so z. B. der Ansatz der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ (KCG) sowie unterschiedliche Glaubenskurse. Deutlich wurden dabei die zentralen Fragen nach neuen Formen von Vergemeinschaftung und Glaubenskommunikation.

Der Erfurter Weihbischof Dr. Reinhard Hauke schilderte in seinen Ausführungen über die Chancen und Schwierigkeiten einer

missionarischen Pastoral angesichts der aktuellen Strukturprozesse in den Bistümern verschiedene Anknüpfungsmöglichkeiten für einen missionarischen Aufbruch und das Bemühen, den Glauben in neue Denkweisen zu übersetzen. Dieses Vorhaben muss zunächst neben Sprachbarrieren auch kulturelle Barrieren überwinden. So skizzierte Hauke Anknüpfungsmöglichkeiten in Bereichen der Gesellschaft, in denen Kirche mit ihrer Professionalität und ihrem Idealismus tätig sein kann, und nannte dafür exemplarisch für das Bistum Erfurt katholische Kindergärten, Altenheime, Behinderteneinrichtungen, Beratungsdienste und Krankenhäuser. An diesen Orten wird der Charakter des missionarischen Tuns der Kirche als Zeugnis des Lebens und des Wortes deutlich. Besonders wies Hauke dabei auf die im Elisabethjahr 2007 veröffentlichten „Sieben Werke der Barmherzigkeit für Thüringen heute“ hin. Daneben sieht er auch Anknüpfungsmöglichkeiten durch menschliche Situationen, Empfindungen und Erfahrungen, die eine Deutung brauchen. Diese kann durch die Religion gegeben werden. Orte und Zeiten, an denen dies möglich ist, finden sich im Bistum Erfurt z. B. in jedem Sonntagsgottesdienst, dem nächtlichen Weihnachtslob am Heiligabend, dem monatlichen Totengedenken und dem Valentinsgottesdienst. Ein solcher Aufbruch benötigt jedoch eine

„Aufmerksamkeit für die religiöse Sehnsucht“ der Menschen und die „Bereitschaft zum Beschreiten bisher ‚ungeschützter Wege‘“, wozu Hauke ausdrücklich ermutigt.

Auch *Monsignore Georg Austen*, Generalsekretär des Bonifatiuswerkes der deutschen Katholiken, warb dafür, „trotz aller Diskussionen um veränderte Strukturen Freiräume für den Glauben zu schaffen und für eine einladende Kirche zu werben“. Zum Abschluss thematisierte ein Podiumsgespräch mit Vertretern aus Bistümern, Orden, geistlichen Gemeinschaften und Verbänden die noch zum Teil ungenutzte „Lern- und Erfahrungsgemeinschaft katholische Kirche“.

Zu der Tagung kamen über 50 Teilnehmer aus 22 Bistümern, sechs Ordensgemeinschaften, fünf



Beim abschließenden Podiumsgespräch (v. l. n. r.): Pfr. Simon Rapp (BDKJ), Pfr. Albin Krämer (KAB), Markus-Liborius Hermann (KAMP), Weihbischof Dr. Reinhard Hauke (Bistum Erfurt), Julia Brodersen-Schäfers (Bonifatiuswerk), Sr. Aloisia Höing (Deutsche Ordensoberkonferenz), Pfr. Dr. Matthias Leineweber (Gemeinschaft Sant' Egidio).

Weitere Informationen zur Tagung finden Sie unter: <http://kamp-erfurt.de/tagungmp.htm>.

geistlichen Gemeinschaften, vier katholischen Verbänden und der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Die Tagung förderte nicht nur eine inhaltliche Klärung, sondern trug auch zur Vernetzung der teilnehmenden Verantwortlichen einer missionarischen Pastoral bei.

Arbeitstagung des Mainzer Seelsorgeamtes in der KAMP

Für zwei Tage waren die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Dezernates Seelsorge im bischöflichen Ordinariat Mainz zu einer Studientagung nach Erfurt gekommen. Am 25. August tagten sie in der Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Prälat Heinz Heckwolf, der Leiter des Mainzer Seelsorgedezernats und außerdem Vorsitzender des Trägervereins KAMP e.V. der Arbeitsstelle ist, wies in seiner Begrüßung auf die engen historischen und kirchlichen Verbindungen zwischen Mainz und Erfurt hin und gab seiner Freude Ausdruck, dass die Arbeitsstelle nun seit einem halben Jahr tätig sei.

Hubertus Schönemann, der Leiter der Arbeitsstelle, plädierte in seinem Grundsatzbeitrag dafür, keinen vorschnellen Aktionismus in Sachen Evangelisierung zu entwickeln. Bei der Weiterentwick-

lung der Pastoral im Sinne der Evangelisierung gehe es darum, die in Projekten gemachten Erfahrungen als Grundhaltungen in die Gesamtpastoral zu überführen. Das sei nicht ohne Beobachtung der tatsächlichen Situation der Menschen in der späten Moderne und nicht ohne ständige Ausrichtung der Kirche an ihrem Grundauftrag (Umkehr – Metanoia) denkbar. Auch sei missionarische Pastoral nicht als kategoriale Seelsorge – etwa mit der Krankenhaus- oder Justizvollzugsseelsorge vergleichbar – aufzufassen. Evangelium und Kultur müssten in einem lebendigen Kommunikationsprozess begriffen werden. Entscheidend sei darum ein Verhältnis der Kirche zur Welt, das von Interesse und Konvivenz geprägt sei, nicht von Besitzergreifung oder Desinteresse.

50 Jahre Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW)

Sie ist gewissermaßen das Pendant zum Referat Sekten- und Weltanschauungsfragen der KAMP: die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen mit Sitz in Berlin. Doch der Vergleich hinkt: Einem Referenten bei der KAMP steht mit der EZW eine voll ausgebaute Arbeitsstelle mit einem Leiter, vier ReferentInnen und Sekretariat gegenüber. Und die EZW wurde in diesem Jahr bereits fünfzig Jahre alt.

Grund zum Feiern. Die Französische Friedrichstadtkirche in Berlin war am 12. Juni voll mit den vielen Gästen aus verschiedenen Religionsgemeinschaften, aus Gesellschaft, Politik und Wissenschaft – und natürlich aus der evangelischen und katholischen Weltanschauungsarbeit. Auf einen Festgottesdienst folgte ein kurzweiliges, informatives Jubiläumsprogramm. An einer Gesprächsrunde beteiligte sich auch der Leiter von KAMP, Hubertus Schönemann, mit einem Statement. Den Festvortrag hielt Prof. em. Dr. Wolf Krötke über „Atheismus in der Diskussion“. Ein Empfang im Haus der EKD schloss den Abend ab.

Zum Jubiläum ist in der hauseigenen Reihe EZW-Texte eine Festschrift erschienen (Reinhard Hempelmann [Hg.], Religionsdifferenzen und Reli-

gionsdialoge. Festschrift – 50 Jahre EZW [EZW-Texte 210]. Berlin 2010. Erhältlich bei der EZW, www.ezw-berlin.de). Darin zeigt sich, wie breit das Betätigungsfeld der EZW bzw. der kirchlichen Weltanschauungsarbeit ist. Die Aufgabenstellung bei der Gründung 1960 – „eine lebendige Auseinandersetzung mit den Strömungen der Zeit“ – ist geblieben. Doch hat sich vieles gewandelt. Etliche der Religionsgemeinschaften, mit denen damals die Auseinandersetzung erfolgte, sind zwar auch heute noch ein Thema. Doch viele andere Gruppierungen sind dazugekommen. Manche Trends haben sich überlebt: Z. B. ist mittlerweile der Begriff „Jugendreligionen“, der vor einigen Jahrzehnten für Schlagzeilen sorgte, ziemlich in Vergessenheit geraten. Herausforderungen sind heute eher die unüberschaubare Esoterikszene, der (neue) Atheismus oder auch christlicher Fundamentalismus.

Nicht mehr wegzudenken ist die gute und intensive Zusammenarbeit von evangelischen und katholischen Fachkollegen. Gemeinsame Tagungen und Publikationen zeugen davon. Von daher wünscht auch die KAMP alles Gute für die kommenden Jahre!

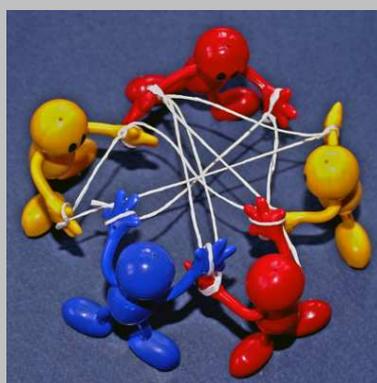
Konferenz der Internetseelsorgebeauftragten

Die erste Konferenz der Internetseelsorgebeauftragten unter der Ägide der Arbeitsstelle für missionarische Pastoral fand am 5. Mai 2010 in Erfurt statt. Thema war vor allem die Zukunft der Internetseelsorge nach der Auflösung der Katholischen Glaubensinformation (kgi).

In den Beratungen zeigte sich, wie unterschiedlich bereits der Begriff der Internetseelsorge in den Bistümern gefüllt wird. Das Verständnis reicht von

E-Mail- oder Chat-Beratung bis zu jeglicher Nutzung des Internets für pastorale Zwecke. Zudem wurde deutlich, dass Internetseelsorge nicht nur von speziell dafür beauftragten Mitarbeitern betrieben wird, sondern eine in allen Bereichen der Pastoral zu berücksichtigende Querschnittsaufgabe darstellt. Die Herausforderung der Internetseelsorge liegt der Konferenz gemäß also darin, Breite wie Dringlichkeit dieser Aufgabe bewusst zu machen.

Die nächsten Ausgaben von εὐangel:



Heft 1 / 2011

Schwerpunkt:
„Gemeinschaftsformen des Christlichen“

erscheint im
März 2011



Heft 2 / 2010

Schwerpunkt:
Sprache

erscheint im
Dezember 2010

Unser Newsletter informiert Sie, wenn eine neue Ausgabe erscheint.

Bestellung unter:
www.kamp-erfurt.de

Impressum

εὐangel. Magazin für missionarische Pastoral
1. Jahrgang, Heft 1
Erscheinungsmonat: September 2010
erscheint 4 x im Jahr; kostenlos

Redaktion:

Dr. Tobias Kläden (Chefredakteur, v. i. S. d. P.),
Markus-Liborius Hermann, Dr. Martin Hochholzer
Kontakt: 03 61 / 54 14 91-31
redaktion@kamp-erfurt.de

Herausgeber:

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral,
Holzheienstr. 14, 99084 Erfurt
www.kamp-erfurt.de

Bilder und Copyright:

soweit nicht anders angegeben:
© 2010 KAMP und deren Lizenzgeber.
Alle Rechte vorbehalten.
Bild Titelseite: NASA/courtesy of nasaimages.org

Gloriosa

Hubertus Schönemann

Im Rahmen meines Umzuges nach Erfurt ergibt sich ein Gespräch mit einem Immobilienmakler. Auf seine Frage, für welchen Arbeitsplatz ich nun in den Osten Deutschlands gekommen sei, antworte ich wahrheitsgemäß, dass ich bei der katholischen Kirche, näherhin der Deutschen Bischofskonferenz, beschäftigt sei, und ich versuche, ihm möglichst verständlich zu erklären, was denn die Aufgabe dieser neuen Arbeitsstelle sei. Mit einigen Schwierigkeiten. Er beeilt sich zu erklären, dass er keinerlei kirchliche Bindung habe, getauft sei er nicht. Das klingt aber nicht unfreundlich und nicht uninteressiert.

Nach einer Zeit des Schweigens fragt er mich: „Glauben Sie, dass das eine Fügung ist, dass wir uns jetzt hier kennengelernt haben?“ Einigermaßen erstaunt über die Frage gebe ich zurück, dass ich nicht unbedingt der Ansicht bin, dass alles vorherbestimmt ist. „Wir Menschen treffen doch selbstständig Entscheidungen und bestimmen oftmals selbst, in welche Richtung es geht. Natürlich ist es schon so, dass man als Mensch, der an Gott glaubt, im Nachhinein manchmal den Eindruck hat, dass sich vielleicht etwas im Leben gut gefügt hat. Dann kann man schon sagen, dass Gott seine Finger im Spiel gehabt hat.“ So entspannt sich für einige Minuten eine Gesprächssequenz, in der wir uns beide der Tatsache versichern, dass wir keine Marionetten sind, die an unsichtbaren Fäden durchs Leben und durch die Welt gezogen werden, und dass es dennoch so etwas wie einen „roten Faden“ in einem jeden Lebenskonzept gibt. Es breitet sich das Gefühl aus, dass wir gemeinsam einem grundmenschlichen Thema und unseren Erfahrungen damit auf der Spur sind.

Das Gespräch dreht sich weiterhin um die angebotene Wohnung. Zwischendurch erzählt er mir, wie er nach der friedlichen Revolution 1989/90 beruflich entwurzelt wurde und sich zuerst im Versicherungssektor betätigte, dann mit Finanzierung durch das Arbeitsamt den „Kaufmann“ gemacht hat und in die Immobilienbranche gegangen ist. Ich spüre Achtung vor der Lebensleistung dieses Mannes, wie er von dieser schwierigen Zeit und den beruflichen Orientierungsversuchen erzählt, und ich

lasse ihn das auch wissen. Ein Lächeln gleitet über sein Gesicht.

„Wissen Sie was?“, meint er. „Wir Erfurter haben ja irgendwie eine besondere Beziehung zu unserem Domberg. Als seinerzeit die große Glocke, die Gloriosa, geschweißt werden musste, wurde sie mit einem Hebekran aus der Glockenstube gehoben. Es war ein trüber, verhangener Tag. In dem Moment aber, als die Gloriosa aus dem Turm gefahren wurde, riss die Wolkendecke auf, und ein heller, gleißender Sonnenstrahl fiel auf die Glocke und ließ sie wie Gold erglänzen.“

Ich überlege, ob ich ihn fragen soll, was denn diese Metapher für ihn, den Ungetauften, bedeute, aber ich spüre auch, dass ich das gar nicht brauche. Es ist im Duktus unseres Gesprächs eigentlich klar, was er damit meint. Vielleicht würde er durch verbale Erklärungen dieses sprechende Bild von der glänzenden Glocke auch nur entleeren, gar zerstören. Wir gehen beide, ein jeder mit seinen Gedanken, auseinander. Die angebotene Wohnung habe ich nicht genommen. Ich habe mich aber lange Zeit noch gefragt, ob dieses Gespräch missionarische Pastoral gewesen ist. Ich weiß es nicht ... Ich höre gerne auf den Klang der Gloriosa.



Die 1497 gegossene Gloriosa befindet sich im Mittel-turm des Erfurter Domes. Zu sehen und zu hören ist sie auf www.youtube.com.